

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fontane-Blätter

Kreis der Freunde Theodor Fontanes

Berlin, 1965

Heft 17 (1973)

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196

NF 272 (3,1)



FONTANE BLÄTTER

Band 3, Heft 1 (Heft 17 der Gesamtreihe)

1973

E. M. Volkov (Ivanovo, UdSSR)

Zur Problematik von Theodor Fontanes Roman „Effi Briest“

Übersetzt von Christa Schultze

„Effi Briest“ ist der Gipfelpunkt im Schaffen Fontanes. Für das Jahr 1895 vermerkte der Dichter in seinem Tagebuch: „Im Herbst erscheint ‚Effi Briest‘ als Buch und bringt es in weniger als Jahresfrist zu 5 Auflagen, – der erste wirkliche Erfolg, den ich mit einem Roman habe.“¹

Das Buch erfreute sich bald allgemeiner Beliebtheit und wurde von der Kritik günstig beurteilt. Nach einem langen, oft widerspruchsvollen Schaffensweg tritt uns der Sechundsiebzehnjährige hier mit bewundernswürdiger Scharfsichtigkeit und Konsequenz entgegen. Während in seinen anderen Romanen Hervorragendes mehr vereinzelt anzutreffen ist, konzentriert sich in „Effi Briest“ alles, was sein Autor an Können errungen hat. Er wandte sich wieder dem Thema des moralischen Zerfalls der Ehe zu; als Sujet benutzte er diesmal einen Duellskandal der Berliner Gesellschaft, dessen Hauptperson der Baron von Ardenne war.

Am 21. Februar 1896 schrieb Fontane über die Entstehung des Romans an Friedrich Spielhagen: „Mir wurde die Geschichte vor etwa 7 Jahren durch meine Freundin und Gönnerin Lessing (Vossische Zeitung) bei Tisch erzählt. ‚Wo ist denn jetzt Baron A?‘ fragte ich ganz von ungefähr. ‚Wissen Sie nicht?‘ Und nun hörte ich, was ich in meinem Roman erzählt.“² Frau Lessing teilte dem Dichter die Geschichte Elisabeths und Armands von Ardenne mit. Armand war vielseitig interessiert; er zeichnete gut, musizierte und kannte sich auch in der Literatur aus. Seine Frau Elisabeth war der Abgott eines kleinen ausgewählten Freundeskreises. Dennoch litt sie oft unter der Unaufmerksamkeit und Taktlosigkeit ihres Mannes. So entschloß sie sich, ein neues Leben mit Emil Hartwich, einem Freunde ihres Mannes, zu beginnen. Ihre Beziehungen zu diesem blieben dem Ehemann nicht verborgen, und er forderte Hartwich zum Duell, wobei dieser

Sektion Germanistik / Geschichte

Fachbereich Germanistik

Bibliothek

1973 189

getötet wurde. Ziemlich ausführlich äußerte sich Fontane auch in einem Brief an Hans Hertz vom 2. März 1895 über den Anstoß, den er durch die Geschichte der Ardennes empfangen hatte: „Meine Gönnerin Lessing... erzählte mir auf meine Frage: ‚Was macht denn der?‘ (ein Offizier, der früher viel bei Lessings verkehrte und den ich nachher in Instetten transponiert habe), die ganze Effi-Briest-Geschichte, und als die Stelle kam, 2. Kapitel, wo die spielenden Mädchen durchs Weinlaub in den Saal hineinrufen: ‚Effi komm‘, stand mir fest: ‚Das muß du schreiben.‘³ Auf diese kleine Episode aus Frau Lessings Bericht kommt Fontane auch in dem schon erwähnten Brief an Spielhagen vom 21. Februar 1896 zu sprechen: „Die ganze Geschichte ist eine Ehebruchsgeschichte wie hundert andre mehr und hätte, als mir Frau L. davon erzählte, weiter keinen großen Eindruck auf mich gemacht, wenn nicht (vergl. das kurze 2. Kapitel) die Szene bez. die Worte ‚Effi komm‘ darin vorgekommen wären. Das Auftreten der Mädchen an den mit Wein überwachsenen Fenstern, die Rotköpfe, der Zuruf und dann das Niederducken und Verschwinden machten *solchen* Eindruck auf mich, daß aus *dieser* Szene die ganze lange Geschichte entstanden ist.“⁴

Der Duellskandal ging auch durch die Presse; es wurde natürlich viel darüber gesprochen, und es ist kein Zufall, daß noch ein zweiter deutscher Schriftsteller, Friedrich Spielhagen, sich demselben Stoff zugewandt hat. Im Brief vom 25. August 1896 gesteht Fontane seinem Kollegen, daß er in dessen Roman „Zum Zeitvertreib“ „die frappante Lebenswahrheit in der Schilderung unserer Berliner Gesellschaft überall stark und zustimmend empfunden habe“.⁵ Gewiß, es gelang Spielhagen gut, die Atmosphäre der Langeweile, des „süßen Lebens“, einzufangen und einige überzeugende Gestalten zu schaffen, von denen Viktor, der Mann Klotildes, ein Karrierist und Konjunkturritter, eine der interessantesten ist. Viktor Sorbitz ist ein Pedant, ein kleiner Beamter mit großen Präntensionen. Als er von dem Betrug seiner Frau erfährt, erschreckt ihn die Familientragödie an sich kaum. Er fürchtet in erster Linie für seine Karriere, denn eine Trennung würde seinem Ansehen schaden. Klotilde wird von Anfang an als „dämonische“ Frau geschildert; es ist offenkundig, daß sie eine „Vergangenheit“, eine unglückliche Jugendliebe, hinter sich hat. Danach heiratet sie Viktor Hals über Kopf „als den ersten Besten, der einen in den Weg läuft“; doch später bereut sie dies. Ihre Zuneigung zu Professor Winter erwacht, als ihr der einstige Gänsejunge die eindrucksvolle, „in halb elegischem, halb satirischem Ton vorgetragene Geschichte“ seiner Jugend erzählt.⁶ Die Tonalität des Romans soll durch seinen Titel „Zum Zeitvertreib“ angedeutet werden. Und in der Tat: Spielhagen überschritt die Grenzen einer trivialen Ehebruchsgeschichte nicht. In einigen wesentlichen Momenten widerspricht er sogar sich selbst. So wirkt z. B. die Motivierung von Klotildes „Fehltritt“ wenig überzeugend, da sie anfänglich ein Opfer der Verhältnisse zu sein scheint, das die Unaufrichtigkeit ihrer Ehe erkennt, dann aber aus bloßer Neugierde Gefallen an einem ihr ungewöhnlich und romantisch erscheinenden Menschen findet. Der Professor gerät seinerseits, anstatt zu handeln, durch die Ereignisse aus dem Gleichgewicht und endet durch Selbstmord.

Im schon erwähnten Brief vom 25. August 1896 an Spielhagen vermerkt Fontane die Unzulänglichkeiten des Romans, z. B. daß die Schilderung der Berliner Gesellschaft größere Sympathie beim Leser hervorrufe als der arme Professor, der als ein „Schwachmatikus und dabei sehr eitel“ dargestellt wird. Der Gang der Ereignisse, die Entwicklung des Sujets, müßten eigentlich dazu führen, daß der Professor einiges zum Schutz Klotildes täte. Das geschieht aber nicht, und Fontane gibt seiner Verwunderung darüber Ausdruck: „Warum erwehrt er sich dieser Leute nicht? ... So wird das dramatische Interesse der Hergänge geschädigt.“ Doch darin sah Fontane nicht den Hauptfehler des Romans. Sein „zweites Bedenken“ richtete sich gegen das, was er „die politische Seite des Buches nennen möchte. Der Roman unterstützt, gewiß sehr ungewollt, die alte Anschauung, daß es drei Sorten Menschen gibt: Schwarze, Weiße – und Prinzen. Der Adel spielt hier die Prinzenrolle und zeigt sich uns nicht bloß in den diesem Prinzentum entsprechenden Präntensionen, sondern – und das ist das etwas Bedrückliche – beweist uns auch, daß diese Präntensionen im wesentlichen berechtigt sind.“⁷ Mit anderen Worten, Fontane macht Spielhagen den Vorwurf, er rechtfertige den Adel. Fontane selbst hatte in den neunziger Jahren bereits ein sehr negatives Verhältnis zum preußischen Adel, über den er sich zeitweilig Illusionen gemacht hatte. An Georg Friedlaender schrieb er am 14. Mai 1894: „... der ‚Junker‘, unser eigentlichster Adelstypus, ist ungenießbar geworden... Je mehr sie überflügelt werden, je mehr sie sich überzeugen müssen, daß die Welt andren Potenzen gehört, desto unerträglicher werden sie in ihren Forderungen; ihre Vaterlandsliebe ist eine schändliche Phrase, ... sie kennen nur sich und ihren Vorteil, und je eher mit ihnen aufgeräumt wird, desto besser.“⁸ Dieser Äußerung muß Bedeutung beigemesen werden, weil sie in die Zeit der Arbeit am Roman „Effi Briest“ fällt, dem ja das Geschehnis in der adligen Familie der Ardennes zugrunde lag. Bei Fontane wird – im Gegensatz zu Spielhagen – die Geschichte einer zerbrochenen Ehe zu einem Dichtwerk, das die verlogene Moral des Adels aufs strengste verurteilt. Fontane erreicht hier eine Verallgemeinerung wie nie zuvor. In seiner Darstellung des preußischen Adels ist nichts mehr von der Nachsicht und dem Wohlwollen, mit denen er diese Gesellschaftsschicht in früheren Romanen gezeichnet hat, zu spüren. Das von Frau Lessing Gehörte bekam einen ganz neuen Sinn.

Die Handlung des Romans, der in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts teils auf einem Gut im Havelland, teils in einem kleinen Provinzstädtchen an der Ostsee und schließlich in Berlin spielt, entwickelt sich im wesentlichen aus dem mangelnden Verstehen zwischen Effi und ihrem Gatten, den sie auf Wunsch der Eltern geheiratet hat. Der Landrat Geert von Instetten ist trocken, pedantisch und pünktlich; Effi empfindet für ihn Achtung, fast eine Art ehrerbietiger Furcht, aber nicht Liebe. Als sie den Major Crampas kennenlernt, der sie mit seiner Anbetung betört, führen die zunächst zufälligen Begegnungen zu einer vorübergehenden Liebesbeziehung, die vor dem abwesenden Gatten verborgen werden kann. Sieben Jahre später jedoch fallen die einst an Effi gerichteten

Briefe des Majors Instetten in die Hände. Im Duell tötet Instetten den Major; er gibt Effi dem Untergang preis und zerstört damit auch sein eigenes Leben.

Der Prototyp der Gestalt der Effi, Elisabeth von Plotho, war fünf Jahre jünger als ihr Mann. Fontane vergrößert den Altersunterschied zwischen den Eheleuten um ein Beträchtliches: Geert von Instetten ist mehr als doppelt so alt als die kaum siebzehnjährige Effi. Im Grunde genommen sprechen sie vom ersten Tag ihres gemeinsamen Lebens an verschiedene Sprachen. Instetten ist seiner jungen Frau weit mehr ein strenger Erzieher als ein Freund. Solche Messallianzen in Bezug auf das Alter waren damals eine alltägliche Erscheinung; der Realist Fontane hat sie aufgegriffen und künstlerisch umgesetzt. Nach der Hochzeit übersiedeln die Eheleute nach Kessin an der Ostsee und machen – wie es sich gehört – bei den Beamten der Stadt und bei den Adelsfamilien Visiten. Mit wenigen gelungenen Strichen zeichnet Fontane jene Gesellschaftsschicht, mit der er einst sympathisierte. „Zuerst war man bei den Borckes in Rothenmoor, dann ging es nach Morgnitz, Dabergotz und Kroschentin, wo man bei den Ahlemanns, den Jatzkows und den Grasenabbs den pflichtschuldigen Besuch abstattete. Noch ein paar andere folgten, unter denen auch der alte Baron von Guldenklee auf Papenhagen war. Der Eindruck, den Effi empfing, war überall derselbe: mittelmäßige Menschen, von meist zweifelhafter Liebeshwürdigkeit, die, während sie vorgaben, über Bismarck und die Kronprinzessin zu sprechen, eigentlich nur Effis Toilette musterten...“⁹

Fontane beschreibt weder die Ahlemanns noch die Jatzkows; auch die Visiten der Instettens werden nicht im Detail gegeben. Aber das, was – nach dem Willen des Autors – sogar die naive Effi, die fast nichts vom Leben gesehen hat, begreift, macht einen stärkeren Eindruck auf den Leser als ausgedehnte Beschreibungen. Dieses: „mittelmäßige Menschen, von meist zweifelhafter Liebeshwürdigkeit“ ist Fontanes Einschätzung der Adelsgesellschaft; der Adel wiederum fällt sein Urteil über Effi mit den Worten: „In Rothenmoor bei den Borckes und dann auch bei den Familien in Morgnitz und Dabergotz war sie für ‚rationalistisch angekränkt‘, bei den Grasenabbs in Kroschentin aber rundweg für eine ‚Atheistin‘ erklärt worden.“¹⁰ Sidonie von Grasenabb, „eine dreiundvierzigjährige alte Jungfer“, erklärt auf den schwachen Versuch der Mutter, „Effi wenigstens für den Deismus zu retten“, kategorisch: „Ich sage dir, Mutter, einfach Atheistin, kein Zollbreit weniger, und dabei bleibt es.“¹¹ Natürlich fühlt Effi sich fremd unter diesen Leuten; das Haus, in dem sie die Hausfrauenstelle einnimmt, wird ihr nicht zur Heimat. Ein Hund ist das einzige Wesen, das ihr wirklich nahesteht. An Abenden, an denen Instetten in seinem Kabinett arbeitet, flüstert Effi, als fürchte sie, der Mann könne es hören, dem Hund zu: „Ja, Rollo, wir sind allein.“ Effi hat Heimweh; am liebsten möchte sie ins Elternhaus zurückkehren, im Garten umhertollen und mit den Freundinnen plaudern. Schon auf der Hochzeitreise hätte sie gern auf den Anblick all der berühmten Galerien und Schlösser Veronas, Paduas und Vicenzas verzichtet, um wieder in dem

geliebten heimatlichen Gut in Hohen-Cremmen mit seinem kleinen Park und seinen Brücken unbeschwert glücklich zu sein. Gewiß, Instetten ist korrekt und wohlgezogen; er zeigt sich nicht entsetzt, daß Effi den „Faust“ nicht kennt und erklärt ihr geduldig den Unterschied zwischen Likatoren und Konsuln. Doch geht von seiner Höflichkeit und Korrektheit eine Kälte aus, die Effi veranlaßt, sich allmählich in sich zurückzuziehen. Im Grunde genommen bleibt sie die naive und verträumte Halbwüchsige, die sie vor der Ehe war.

Effi ist die vollendetste von Fontanes Frauengestalten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schuf kein zweiter deutscher Schriftsteller solche lebensnahen Gestalten wie Lene Nimptsch, Pauline Pittelkow, Jenny Treibel und Melanie van der Straaten. Effi Briest aber kann man getrost den besten Frauengestalten der zeitgenössischen russischen, englischen und französischen Literatur an die Seite stellen. Effis außerordentliche Überzeugungs- und Anziehungskraft ist zu einem beträchtlichen Teil auf das Mitgefühl des Autors für seine Heldin zurückzuführen.

Geert von Instetten entspricht nicht dem Prototyp. Der pedantisch-korrekte Landrat entbehrt aller Talente, über die Armand von Ardenne in so reichem Maße verfügte. Kunst ist für ihn nicht zum Genießen da; die Freude am Schönen bleibt ihm verschlossen. Die vielen Galeriebesuche auf der Hochzeitsreise werden als etwas Unumgängliches unternommen, das nun einmal zum guten Ton gehört. In Kessin, wo ein streng geregeltes Leben geführt wird, vertiefte er sich in Gespräche über Bismarck und „ging dann die Ernennungen und Ordensverleihungen durch, von denen er die meisten beanstandete. Zuletzt sprach er von den Wahlen und daß es ein Glück sei, einem Kreise vorzustehen, in dem es noch Respekt gäbe.“¹² Seine Verpflichtungen als Landrat betrachtete er ausschließlich als eine Angelegenheit der Karriere. Doch wünscht sich Instetten diese Karriere — und das verleiht seiner Gestalt Glaubwürdigkeit — nicht nur um seiner selbst willen; er denkt auch an Effi; er träumt davon, sie als große Dame, als eine der bezauberndsten Frauen der Berliner Gesellschaft, zu sehen. Auf seine Weise liebt er Effi, und je mehr die Gattinnen seiner Vorgesetzten aus dem Ministerium Sympathie für sie empfinden, um so stärker wird seine Liebe zu ihr. „Ehre, Ehre, Ehre“, — heißt es ständig bei ihm. Das Fragwürdige des adligen Ehrbegriffs, das schon in früheren Werken Fontanes, vor allem in „Schach von Wuthenow“ (1883) auftauchte, wird auch in „Effi Briest“ aufgeworfen. Als Instetten von Effis Betrug erfährt, überlegt er im Gespräch mit Wüllersdorf, ob er ihr nicht vielleicht verzeihen dürfe. Er gesteht, daß er die Kraft dazu aufbringen könnte. Die Angst vor der Meinung der Gesellschaft aber, die sklavische Befolgung eines ungeschriebenen Ehrenkodexes des Adels, führt zum Duell mit Crampas und im Endergebnis zu Effis Untergang. Instetten sagt selbst, daß der Ehrenkult, dem er huldigt, ein Götzendienst ist. Die Entlarvung dieses Götzendienstes ist eine der Hauptaufgaben des Romans. Ungeachtet des für Instetten glücklichen Ausgangs des Duells und seiner weiterhin erfolgreichen Karriere zerbricht er dennoch; seine Siege verwandeln sich in Niederlagen. Es ist symptomatisch, daß Zeit-

genossen Fontanes Instetten als eine negative Figur aufgefaßt haben. Demselben Ehrenkodex zuliebe finden Effis Eltern nicht den Mut, ihre Tochter bei sich aufzunehmen, als deren Verfehlung an die Öffentlichkeit gedrungen ist; sie wollen nicht ihr „Haus von aller Welt abschließen.“¹³ Die Meinung und das Gerede der benachbarten Gutsbesitzer sind ihnen wichtiger als ihr einziges Kind. So unbedingt beugen sie sich den Begriffen ihrer „Adelshre“, daß sie nicht einmal darüber debattieren, ob man nicht gegen den Strom schwimmen und, die Ansichten der Gesellschaft beiseiteschiebend, zeigen könnte, daß ihre Tochter ein besseres Los verdient hat als das einer Ausgestoßenen.

Als alle sich von Effi abwenden, die Eltern, der Mann und die Gesellschaft, findet einzig und allein ihre Dienerin Roswitha, eine einfache Frau, den Mut, von Instetten fortzugehen und Effi bis zum Tode treu zu bleiben. Viele Fontaneforscher, besonders I. Fradkin und C. Wandrey, stellten in Fontanes Romanen „eine Überlegenheit der Gestalten aus dem Volk über die Vertreter der herrschenden Klassen“¹⁴ fest; ihre größere Menschlichkeit ist unverkennbar. Roswitha ist Effi gegenüber taktvoller und feinfühlicher als all die wohlherzogenen Mitglieder der höheren Gesellschaftsschichten. Sie bringt in das Leben ihrer Herrin wieder eine gewisse Ordnung und umsorgt sie. Als sie sieht, wie Effi unter der Einsamkeit leidet, schreibt sie einen von Warmherzigkeit diktierten Brief an Instetten mit der Bitte, dieser den alten Hund Rollo wiederzugeben, damit er die junge Frau auf den Spaziergängen begleiten könne und ihre Furcht und das Gefühl der Verlassenheit verscheuchen helfe. Als Wüllersdorf diesen Brief gelesen hat, meint er voller Überzeugung: „Die ist uns über“, und Instetten antwortet: „Finde ich auch.“¹⁵ Zwei Vertreter der großen Welt gestehen hier die Unhaltbarkeit ihrer Moral und anerkennen die sittliche Überlegenheit einer einfachen Frau. Mit Roswitha gab Fontane seinen Gestalten aus dem Volk einen würdigen Abschluß.

Fontane zeichnet in seinem Roman ein breites Bild der historischen Epoche, das sowohl die Provinz als auch die Hauptstadt, die Vertreter der großen Welt und die Insassen deutscher Krähwinkel, in sich einschließt. Die Orte der Handlung sind tatsächlich existierende Straßen, Plätze und Vororte Berlin. Mehr noch, unweit des der Phantasie entsprungenen Kessin liegt das Gut Bismarcks, zu dem sich Instetten des öfteren begibt; der „eiserne Kanzler“ und sogar der Kaiser protegieren den hoffnungsvollen Landrat und späteren erfolgreichen Beamten im Ministerium. Das alles läßt die im Roman geschilderte Epoche noch klarer hervortreten; auch in dieser Hinsicht ist er Spielhagens „Zum Zeitvertreib“ überlegen.

Fontane änderte neben vielem anderen auch den Schluß der wirklichen Geschichte: Elisabeth von Ardenne widmete sich nach der Trennung von ihrem Mann der Krankenpflege und starb 1952. Die von der Gesellschaft ausgestoßene Heldin des Romans kann das über sie hereingebrochene Unglück nicht verwinden und stirbt. Effis tragisches Ende ist gesetzmäßig; es ist die logische Konsequenz sowohl ihres Charakters als auch der Ereignisse. Ihr Tod wird zur Anklage gegen eine Gesellschaft,

der es völlig gleichgültig ist, ob sie ihren Mann betrogen hat oder nicht, die ihr aber nicht verzeihen kann, daß sie die äußerlichen Regeln des Anstandes verletzt und Liebesbriefe aufbewahrt hat. Effi protestiert auch gar nicht gegen ihre Verurteilung; sie unterwirft sich demütig und erkennt alles, was nach der Trennung von ihrem Mann mit ihr geschieht, als gerechte Ordnung der Dinge an. Nur nach dem Besuch ihrer Tochter Anna erwacht in ihr ein schwacher Widerstand, als sie erfahren muß, daß auch ihr Kind sich durch den Einfluß der Erwachsenen von ihr losgesagt hat. Crampas und Effi nehmen im Grunde die über sie verhängte Strafe willig an und sterben alles verstehend und alles vergebend. Das mindert den Entlarvungscharakter ein wenig.

In Fontanes Romanen treten mit Ausnahme von „Vor dem Sturm“ sehr wenig Personen auf. Der Autor geht mit seinen Gestalten ökonomisch um; Parallelfiguren sind bei ihm nicht zu finden. Eines der typischsten Beispiele für Fontanes Beschränkung auf die zur Enthüllung des Grundgedankens unbedingt notwendigen Personen ist der Roman „Effi Briest“, in dem sogar die Nebenfiguren wie Gieshübler oder Marietta Tripelli zur Verdeutlichung der Absichten des Dichters dienen.

In „Effi Briest“ (und auch in anderen Romanen) zeigt sich Fontane als ein Meister des von emotionaler Bedeutung erfüllten Details. In erster Linie ist hier das schon erwähnte „Effi komm!“ zu nennen, das zweimal, vor der Verlobung und vor dem Tod, auftaucht. Ein solches Detail ist auch die Schaukel, auf der die heranwachsende Effi sich so gerne wiegt; auf die aber auch die Schwerkranke sich mühsam hinaufschwingt, weil ihr scheinen will, sie flöge gerade in den Himmel. Das Rauschen der Bäume, das Rattern des Zuges, scheinbar kleine, unbedeutende Einzelheiten, handhabt Fontane so gekonnt, daß sie zur unbedingt notwendigen Komponente bei der Hervorhebung von Kontrasten im Leben der Heldin werden. Durch Wiederholung zwingt Fontane den Leser immer wieder, über Effis Schicksal nachzudenken. Das in den ersten Kapiteln Vorgeführte wiederholt der Autor in den Schlußkapiteln; aber zwischen Anfang und Ende verging ein ganzes Menschenleben: vor unseren Augen wurde Effi die Frau eines soliden Beamten, lebte kein sehr glückliches Leben und starb. Wir lernen zwei Effis kennen: die ausgelassen fröhliche Heranwachsende und die vom Leid gebrochene junge Frau. Mit Mitteln der Komposition hebt Fontane die Hauptentwicklungslinien im Leben der Heldin hervor. Im Vorwort zur russischen Ausgabe von „Effi Briest“ schreibt der sowjetische Literaturforscher S. Giždeu, schon zu Fontanes Zeiten habe die Kritik hervorgehoben, daß „die Komposition seiner Romane an die Komposition von Balladen erinnere“. Giždeu kommt zu dem Schluß, daß „die Hauptsache im Roman nicht das Ereignis, sondern der seelische Zustand der Helden, nicht der leidenschaftslose Bericht, sondern die emotionale Atmosphäre ist.“¹⁶ Wir stimmen dem zu. Die (vom Sujet her gesehen) wichtigsten Ereignisse, Effis Verlobung mit Instetten und ihre Beziehung zu Crampas, werden nicht direkt beschrieben. Sie vollziehen sich sozusagen hinter der Szene; wir erfahren nur indirekt, aus zufälligen Entgegnungen oder aus Erinnerungen Effis von ihnen.

Doch ruft diese Methode des Verschweigens eine gegenteilige Wirkung hervor und unterstreicht nur die Bedeutung dessen, was breit auszumalen Fontane widerstrebte. Verlobung und Liebesbeziehung der Heldin unterscheiden sich an und für sich in nichts von hundert anderen Verlobungen und Liebesgeschichten, deren Schilderung in vielen zeitgenössischen Romanen bereits zur Schablone erstarrt war. Fontane gibt dem Leser die Möglichkeit, selbst zu Ende zu denken, was er bewußt ausließ. Er nennt die Geschehnisse nur, beleuchtet sie aber nicht im einzelnen. Darin liegt etwas, das wir in den Bereich des Dramatischen verweisen möchten. Nicht umsonst war Fontane ständiger Zuschauer der Berliner Premieren, ein Kenner dramaturgischer Lösungen, ein Theaterkritiker. Die Technik des Dramas ist fast in allen seinen Romanen herauszuspüren: erstens haben sie in der Regel keine fesselnden Sujets, so daß die Aufmerksamkeit des Lesers nicht auf die Fabel, nicht auf die Entwicklung der Handlung gelenkt wird. In gewisser Hinsicht kann man sogar sagen, daß einige von Fontanes Romanen, wie z. B. „Der Stechlin“, „Die Poggenpuhls“ und „Stine“, ganz ohne Sujet sind. Was sich in ihnen vollzieht, sind dem Leben entnommene Ausschnitte. Man kann also von einem Einfluß des naturalistischen Dramas (in dem das Sujet eine zweitrangige Rolle spielt) auf Fontanes Romane sprechen. Zweitens geschieht die Enthüllung der Charaktere meistens nicht durch den Autor, sondern durch das Mittel des inneren Monologs; mitunter decken auch Dialoge den seelischen Zustand des Helden auf. „Effi Briest“ ist im Vergleich zu anderen Romanen reich an Sujet; die Komposition ist gut aufgebaut, doch sind Sujet und Komposition der Hauptaufgabe untergeordnet, eine möglichst tiefgehende Enthüllung der Charaktere zu erzielen. Die Technik des Schreibens war für Fontane niemals Selbstzweck, sondern ein Mittel zur Erfüllung der selbstgestellten Aufgabe, dem Leser seine Gedanken und Erkenntnisse nahezubringen. „Effi Briest“ ist ein überzeugender Beweis, daß er sein Ziel erreicht hat.

Fontane war einer der Lieblingsschriftsteller Thomas Manns. In seinem Artikel „Der alte Fontane“ (1910) schrieb er: „Das Schauspiel, das der alte Fontane bietet, dies Schauspiel einer Vergreisung, die künstlerisch, geistig, menschlich eine Verjüngung ist, einer zweiten und eigentlichen Jugend und Reife im hohen Alter, besitzt in der Geistesgeschichte nicht leicht ein Gegenstück . . . Er war geboren, um der ‚alte Fontane‘ zu werden, der leben wird; die ersten sechs Jahrzehnte seines Lebens waren, beinahe bewußt, nur eine Vorbereitung auf die zwei späten, gütevoll skeptisch im wachsenden Schatten des letzten Rätsels verbrachten; und sein Leben scheint zu lehren, daß erst Todesreife wahre Lebensreife ist.“¹⁷

Der Fontane der neunziger Jahre ist ein gereifter, durch Erfahrung weise gewordener Meister des Wortes. Er war um einen Kopf größer als seine schriftstellernden Zeitgenossen – nicht nur, weil er sich aktuellen Fragen der deutschen Wirklichkeit zu Ende des 19. Jahrhunderts zuwandte, sondern auch, weil er neue Mittel zur Darstellung dieser Wirklichkeit fand. So wurde er zu einem echten Neuerer in der Literatur seiner Zeit.

Anmerkungen

Der Artikel wurde mit freundlicher Genehmigung der Redaktion entnommen aus: Ucenye zapiski Moskovskogo oblastnogo pedagogiceskogo instituta im. N. K. Krupskaja (Wissenschaftliche Blätter des Pädagogischen Instituts des Kreises Moskau „N. K. Krupskaja“), Band 256: Literatur des Auslands, Folge 12, Moskau 1971, S. 223–233.

- 1 Das Fontane-Buch. Hrsg. von Ernst Heilborn, Berlin 1921, S. 193.
- 2 Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausgewählt und erl. von Gotthard Erler, 2. Band, Berlin und Weimar 1968, S. 394.
- 3 Ebenda, S. 368.
- 4 Ebenda, S. 394 f.
- 5 Ebenda, S. 407.
- 6 Friedrich Spielhagens Romane. Neue Folge, 3. Band: Zum Zeitvertreib. Susi, Leipzig 1907, S. 10 und 25.
- 7 Fontanes Briefe in zwei Bänden, a. a. O., S. 407 f.
- 8 Ebenda, S. 339 f.
- 9 Theodor Fontane, Effi Briest. In: Romane und Erzählungen, Band 7, Berlin und Weimar 1969, S. 68.
- 10 Ebenda.
- 11 Ebenda.
- 12 Ebenda, S. 108.
- 13 Ebenda, S. 268.
- 14 I. M. Fradkin, Fontane. In: Istorija nemeckoj literatury (Geschichte der deutschen Literatur). Band 4 (1848–1918), Moskau 1968, S. 222.
- 15 Theodor Fontane, Effi Briest. In: Romane und Erzählungen, Band 7, Berlin und Weimar 1969, S. 301.
- 16 S. Gizdeu, Teodor Fontane. In: Teodor Fontane, Effi Brist, Moskau 1960, S. 16 f.
- 17 Thomas Mann, Gesammelte Werke, Band 10, Berlin und Weimar 1965, S. 498.

Manfred Hellge (Düsseldorf)

Fontane und der Verleger Wilhelm Friedrich

I

Sieht man von der immer wieder betonten Rolle Theodor Fontanes für den 1889 gegründeten Berliner Theaterverein „Freie Bühne“, für Otto Brahm, Paul Schlenther und v. a. auch Gerhart Hauptmann – sowie umgekehrt der für Fontane – einmal ab, so ist das Verhältnis des „verspäteten“ Erzählers Fontane zum Naturalismus erst wenig geklärt.¹ Zwar wurde in jüngster Zeit häufiger auf die Turgenjew- und Zola-Rezeption durch Fontane sowie auf seine Ibsen-Kritik aufmerksam gemacht, insgesamt jedoch fehlen ausreichende Kenntnisse insbesondere über die Frühzeit des Naturalismus, das erste Altersjahrzehnt Fontanes, in dem er einen distanzierten persönlichen und künstlerischen Annähe-

rungsprozeß an die Literaturbewegungen jener Zeit vollzog. Es lassen sich für diese Forschungslage vornehmlich zwei Gründe anführen: Einerseits spielt dieser Fragenkomplex in den Selbstzeugnissen und auch im kritischen Werk bis 1888/89 eine verhältnismäßig geringe Rolle, was darauf hindeutet, wie lange und stark Fontane seiner vertrauten konservativen literarischen Umgebung zunächst verhaftet blieb; zum anderen hat die Literaturwissenschaft dem Naturalismus aus Gründen ästhetischer Minderwertigkeit – mit Ausnahme von G. Hauptmann und Arno Holz – jahrzehntelang so geringe Beachtung geschenkt, daß bisher erst sehr wenig Quellenmaterial zugänglich gemacht und verarbeitet wurde. Es fehlen weithin die Voraussetzungen für Detailarbeit, die Fakten- und Materialgrundlage versagt häufig auch da, wo sich bisher der größte Teil der Naturalismus-Forschung konzentriert: als Nebenprodukt der Hauptmann- und Fontane-Forschung.

Vor diesem Hintergrund wird im folgenden das großenteils unpublizierte Quellenmaterial Fontane-Wilhelm Friedrich vorgestellt, das in der Hauptsache aus 29 im Fontane-Archiv Potsdam erhaltenen Abschriften von Briefen und Karten des Dichters an den Leipziger Verleger besteht.² Veröffentlicht wurden davon sechs Briefe in der „Zweiten Sammlung“³, drei von diesen hat 1968 Erler erneut publiziert.⁴ In einem Fall ist die Abschrift kürzer⁵ und in einem anderen erheblich umfangreicher⁶ als die Druckfassung; ansonsten unterscheiden sich die Potsdamer Abschriften von den Druckfassungen nur unwesentlich in Schreibung, Zeichensetzung und Hervorhebung einzelner Wörter. Es handelt sich bei diesem Material um Korrespondenzen aus den Jahren 1881 bis 1885, die v. a. die im November 1882 bei W. Friedrich erschienene Buchfassung des „Schach von Wuthenow“ sowie Neuerscheinungssendungen und Rezensionswünsche des Verlegers zum Inhalt haben. Zusammen mit zugehörigen Tagebuchaufzeichnungen und einigen Briefen an andere Empfänger stellen diese Quellen wahrscheinlich die frühesten zusammenhängenden Zeugnisse einer Verbindung zwischen Fontane und den um 1880 einsetzenden „modernen“ Literaturbestrebungen dar, die man etwas undifferenziert „Naturalismus“ zu nennen sich gewöhnt hat und deren Hauptverleger über ein Jahrzehnt Wilhelm Friedrich gewesen ist, bevor Mitte der 90er Jahre der S. Fischer Verlag zum Mittelpunkt der deutschen Avantgarde wurde.

Die Bedeutung Friedrichs für die Durchsetzung naturalistischer Weltanschauung und Literatur in Deutschland und sein auch persönlich weitreichender Einfluß auf die progressiven Autoren der 80er und frühen 90er Jahre sind ebenso ungewöhnlich wie die unternehmerische Gesamtleistung seines Verlegers. Umso erstaunlicher ist es, daß weder die Literaturwissenschaft noch die Verlagsgeschichte bisher nennenswerte Notiz von diesem Prototyp des modernen avantgardistischen Literaturverlegers genommen hat,⁷ mit dem die Entwicklung des Verlegertums von der Bereitstellung technisch-wirtschaftlicher Dienstleistungen zu einem integralen Wirkungsfaktor des literarischen Prozesses einen vorläufigen Abschluß findet. Denn der wegen seiner nüchternen Geschäftspraktiken berüchtigte Friedrich war zugleich Protagonist einer neuen Geisteshaltung,

Freund, Gleichgesinnter und finanzielle Basis einer jungen, naturalistischen Autorengruppe, die ohne sein vorbehaltloses Engagement und sein ideenreiches Organisationsvermögen wohl kaum je von der Öffentlichkeit als eine neue „Bewegung“ wahrgenommen worden wäre — ganz abgesehen davon, daß die meisten ihrer kritischen, programmatischen und poetischen Produktionen im epigonalen, obrigkeitsstaatlichen Kulturklima des damaligen Deutschland kaum einen anderen Verleger gefunden hätten. Durch die Verbindung von versiertem, großangelegtem Unternehmertum und aktiver geistiger Identifikation mit der Literatur, die er verlegte, hat Friedrich in seinem Verlag die publizistischen Voraussetzungen für den deutschen Naturalismus geschaffen und dadurch maßgeblichen Einfluß auf die Literarentwicklung seiner Zeit ausgeübt. Durch die bewußte Kombination von Geschäftsinteresse und persönlicher Überzeugung wurde der materielle Warencharakter und die kulturverändernde Funktion des Buches aufeinander bezogen und gleichermaßen dem Zweck dienstbar gemacht, ein bestimmtes Weltverständnis sowie die entsprechende Kunstauffassung publizistisch durchzusetzen. Diese verlegerische Konzeption Friedrichs ging von der erstaunlich modernen Voraussetzung aus, daß geistige Prozesse funktional, ihre Entwicklungsbedingungen und Äußerungen beeinflussbar sind; daß das Interaktionsgefüge des kulturellen Lebens regulierbar ist; daß man Literatur „organisieren“ kann. In diesem Sinne hat man es beim Naturalismus mit der ersten bewußt von einem Apparat „organisierten“ Literaturbewegung der deutschen Literaturgeschichte zu tun, in der Friedrich lange Zeit eine beherrschende, konzentrierende „Manager“-Rolle gespielt hat, die dann später von Brahm, Schlenther und S. Fischer übernommen wurde. Es ist darum kein Zufall, wenn seit dieser Zeit der literarische Vermittlungsapparat — Verleger, Lektor, Redakteur, Kritiker, Intendant usw. — immer größere Bedeutung gewinnt, das literarische Leben von Zeitschriften und Zeitungen sowie ihren Herausgebern und Kritikern bestimmt wird und auch der konsequente Aufbau von Schriftsteller- und Journalistenorganisationen in Deutschland um 1880 verstärkt einsetzt. Wilhelm Friedrich hat als der erste deutsche Literaturverleger zu gelten, der diese kulturellen Strukturveränderungen und die daraus entstandenen Wirkungsmöglichkeiten systematisch ausgenutzt und für die von ihm geförderte Literaturbewegung umfassend eingesetzt hat. Da er heute nicht einmal mehr enzyklopädisch und fachlexikalisch nachweisbar ist, sollen den Briefen einige Orientierungsdaten zur Biographie und Geschäftsentwicklung vorangestellt werden.

Wilhelm Friedrich wurde am 5. 11. 1851 in Anklam/Pommern als jüngster Sohn eines Kreisbaumeisters geboren, den die „Demagogenriechelei“ vorzeitig um sein Amt brachte. Nach dem Abitur 1868 an der Oberrealschule in Elbing absolvierte er dort seine Buchhändlerlehre und setzte die Ausbildung zwischen 1871 und 1878 als Gehilfe, später als Geschäftsführer und Prokurist, in Venedig, Turin, Lyon, Tiflis, Kiew, Agram und Zara fort. Während dieses über siebenjährigen Auslandsaufenthaltes erwarb sich Friedrich gründliche Kenntnisse europäischer Sprachen, Lite-

raturen und Wissenschaften, die eine wesentliche Voraussetzung für die spätere Programmgestaltung geworden sind. Als er 1878 nach Deutschland zurückkehrte und in Leipzig eine „Internationale Buchhandlung“ eröffnete, verfügte der Sechszwanzigjährige nicht nur über weitreichende Auslandsverbindungen und internationale Erfahrungen der buchhändlerischen Verlagspraxis, sondern auch über eine kosmopolitische Geisteshaltung und eine an europäischen Maßstäben orientierte Urteilsfähigkeit, die für seine Verlegerarbeit wie für seine persönliche Lebensform bestimmend wurden. Die Einsicht in die epigonale Dekadenz und provinzielle Enge des damaligen deutschen Kulturlebens begründete programmatisch die Konzeption und unternehmerische Zielsetzung des jungen Verlegers, der sich folgerichtig zunächst auf die Vermittlung zeitgenössischer europäischer Literatur nach Deutschland konzentrierte. Dabei gelang ihm schon nach kurzer Zeit ein entscheidender verlegerischer Durchbruch mit der Übernahme des 1832 gegründeten „Magazin für die Literatur des Auslandes“⁸ ab 1. 1. 1879, das zur Erfolgswelt des Verlages wurde. Da es Friedrich gelang, dieses farblose philologische Fachblatt in Kürze zu einem sog. „vornehmen“ Organ zu entwickeln, es inhaltlich auf die deutsche Literatur der Gegenwart zu erweitern und fortschreitend die frühnaturalistischen Autoren zu beteiligen, stand der jungen Firma mit dieser Zeitschrift schon nach zwei Jahren ein internationales Diskussionsforum zur Verfügung, das Friedrich den aktuellen Literaturmarkt öffnete. Als das Wochenblatt Anfang 1882 als „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes“ in seinen 50. Jahrgang eintrat, war es zugleich offizielles Organ des „Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes“ und der inzwischen „Kgl. Rumänischer Hofbuchhändler“ gewordene Friedrich ein anerkannter Verleger, dessen Erfolgswelt konservative wie progressive Schriftsteller gleichermaßen anzog.

In dieser Zeit kommt der Kontakt Fontane–Friedrich zustande, vermittelt durch den „Magazin“-Herausgeber und Literaturhistoriker Dr. Eduard Engel⁹ in Berlin. Die Gründe dafür, warum diese verlegerische Neuorientierung Fontanes über wenige „Magazin“-Beiträge und die Buchausgabe des „Schach von Wuthenow“ nicht hinausführte, trotz mehrfach bekundeter gegenseitiger Bereitschaft, werden später zu suchen sein. Es spricht manches dafür, daß v. a. die fortschreitende Radikalisierung der weiteren Verlagsentwicklung ein langfristigeres Engagement Fontanes bei Friedrich verhindert hat. Denn nach der ersten finanziellen Konsolidierung seiner Firma und der Etablierung seines Namens am Markt gab Friedrich die anfängliche Zurückhaltung auf, mit der er ein ausgewogenes Verhältnis von traditioneller und moderner Literatur zunächst angestrebt hatte, und engagierte sich immer eindeutiger für die Verwirklichung der skizzierten Verlagsideen. Als Friedrich Ende 1886 die damals führende naturalistische Zeitschrift „Die Gesellschaft“¹⁰ übernahm, war er der maßgebende Verleger des „Jüngsten Deutschland“, der mit seinen Zeitschriften und Autoren das literarische Leben dieser Jahre beherrschte. Die meisten progressiven Schriftsteller, die in den 80er und frühen 90er Jahren eine Rolle spielten oder zu spielen begannen, haben unter Fried-

richs Verlagsnamen publiziert, darunter ein großer Teil mit Erstveröffentlichungen oder wichtigen Anfangserfolgen ihrer Laufbahn, u. a.:

C. Alberti, W. Arent, L. Andreas-Salomé, H. Bahr, O. J. Bierbaum, K. Bleibtreu, W. Bölsche, M. G. Conrad, H. Conradi, M. Dauthendey, R. Dehmel, L. Fulda, M. Halbe, M. Harden, H. Hart, J. Hart, O. E. Hartleben, G. Hauptmann, H. Heiberg, K. Henckell, P. Hille, A. Holz, R. Huch, W. Kirchbach, M. Kretzer, D. v. Lillencron, Th. Mann, J. H. Mackay, A. Mombert, M. Nordau, O. Panizza, J. Ruederer, L. v. Sacher-Masoch, L. Scharf, J. Schlaf, A. Schnitzler, A. v. Suttner, H. Tovote, W. Walloth, J. Wassermann, F. Wedekind, B. Wille, E. v. Wolzogen.¹¹

Eine einschneidende Wende in dieser so erfolgreichen Verlagsentwicklung leiteten 1888/89 zwei Ereignisse ein, von deren Folgen Friedrich sich nicht wieder erholte: die Ablehnung von Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ und der sog. „Realistenprozeß“. Hauptmann hatte nach dem bemerkenswerten Erfolg der in der „Gesellschaft“ abgedruckten Novelle „Bahnwärter Thiel“ (1888) auch sein erstes Dramenmanuskript dem Verlag Friedrichs zum Druck angeboten, bevor es bei P. Ackermann erschien und den von Fontane so nachhaltig geförderten Publikumserfolg auf der „Freien Bühne“ erlebte. Durch wen und warum diese Ablehnung erfolgte, ist bis heute ungeklärt. Fest scheint nur zu stehen, daß W. Friedrich das Manuskript gar nicht zu Gesicht bekommen hat, während die beiden Herausgeber der „Gesellschaft“, M. G. Conrad und C. Bleibtreu, sich später gegenseitig verantwortlich machten. Friedrich hatte damit nicht nur ein sensationell erfolgreiches Bühnenstück und den bedeutendsten deutschen Naturalisten verloren, sondern auch den Anschluß an die künstlerisch entscheidende Spätphase der von ihm durchgesetzten Literatur, den „konsequenten Naturalismus“. Hauptmann wurde 1889/90 in wenigen Monaten die zentrale Persönlichkeit des Berliner literarischen Lebens, was zu erheblichen Verschiebungen in der bisherigen Gruppenstruktur der „Jüngstdeutschen“ führte. Der schon früher durch Pressefehden und Beleidigungsprozesse, aber auch theoretische Kontroversen belastete innere Zusammenhalt der „Bewegung“, wie er bis dahin weitgehend von der „Gesellschaft“ repräsentiert wurde, brach auseinander. Es kam zu der folgenreichen Polarisierung, die mit den Schlagwörtern des „Berliner“ und des „Münchener“ Naturalismus nur grob umschrieben ist. Friedrichs Arbeit und Einfluß blieb für die Folgezeit weitgehend auf die „Münchener“ Gruppe beschränkt, während mit der „Berliner“ Gruppe der Aufstieg des S. Fischer Verlages begann.

Ähnlich belastend für die Verlagsentwicklung wirkte sich der zweite große deutsche Literaturprozeß des 19. Jahrhunderts aus, der wie beim Verbot des „Jungen Deutschland“ (1835, Gutzkow, Laube, Wienbarg, Mundt, Heine) zum kulturpolitischen Tribunal über eine gesamte, angeblich staats- und gesellschaftsgefährdende Kunstrichtung wurde. Die tatsächlich juristischen Einwände gegen drei 1889 bei Friedrich erschienene und denunzierte Romane von Alberti („Die Alten und die Jungen“), Conradi („Adam Mensch“) und Walloth („Der Dämon des Neides“) waren letztlich so wenig gravierend, daß es — gemessen an der aufwendigen Voruntersuchung durch den berichtigten Oberstaatsanwalt Nagel — im

Juli 1890 nur zu geringen Strafen kam, der Verleger wurde sogar freigesprochen. Die rücksichtslosen Haussuchungen, Konfiskationen, Verhöre und Beschlagnahmungen verfehlten ihren psychologischen Einschüchterungseffekt jedoch nicht und auch die beabsichtigte demagogische, diffamierende Wirkung nach außen stellte sich schnell ein. Die exemplarische Verurteilung gelang. Friedrich geriet in den Ruf eines staatsfeindlichen, unmoralischen, atheistischen Verlegers, der zweifelhafte Literatur in Umlauf brachte, fragwürdige Autoren protegierte und unter Polizeiaufsicht stand. Die Reaktion der Branche, bei Schriftstellern und Publikum entzog dem Verlag allmählich die wirtschaftliche Basis und öffentliche Reputation. Er wurde im literarischen Leben isoliert, was gerade in dieser Zeit umso schwerer für Friedrich wog, als mit S. Fischer eine vielversprechende Alternative für die junge Literatur zur Verfügung stand. Als er 1892 Konkurs anmelden mußte, kam — obwohl er einen Vergleich durchsetzen konnte — zudem noch der Makel des ruinösen Unternehmers dazu.

So zerstörten die Auswirkungen der Hauptmann-Ablehnung und des Realistenprozesses in wenigen Jahren die Voraussetzungen einer erfolgreichen Verlagsarbeit, zumal selbst der engere Autorenkreis sich — teils öffentlich — von seinem früheren Mentor, Kampfgenossen und Promotor lossagte und W. Friedrich sich in destruktive Prozesse und Presseauseinandersetzungen verwickelte. Dieser Selbstzerstörung der einst von Friedrich aufgebauten naturalistischen „Schule“, die von Gegnern, aber auch rivalisierenden Verlegern und Autoren derselben Orientierung mit unverkennbarer Genugtuung ausgenutzt wurde, waren der isolierte, geschwächte Verlag und sein resignierender, verbitterter Verleger nicht mehr gewachsen. Als schließlich 1895 auch noch Conrad als Begründer und langjährige Herausgeber der „Gesellschaft“, des zentralen Verlagsinstruments seit 1887, eine öffentliche Auseinandersetzung über die Besitzrechte an dieser Zeitschrift herbeiführte, wurde der Zusammenbruch von Friedrichs verlegerischem Werk offensichtlich. Der Mann, der den Naturalismus in Deutschland mit vorbehaltlosem ideellen und materiellen Engagement publizistisch durchgesetzt und damit eine bisher zu wenig beachtete Voraussetzung für den späteren Wiederschluß der deutschen Literatur an die europäische Entwicklung hergestellt hatte, der jahrelang als Organisationszentrum der „Revolution der Literatur“ gewirkt und als führender Avantgarde-Verlag das „Jüngste Deutschland“ repräsentiert hatte, dieser streitbare, berühmt-berüchtigte Wilhelm Friedrich war letztlich gerade an seinem naturalistischen „Autorenstall“ gescheitert. Im Herbst 1895 verkaufte er in wenigen Wochen den literarischen Verlag einschließlich der „Gesellschaft“ sowie den größten Teil der wissenschaftlichen Verlagsrechte und zog sich im Frühjahr 1896 aus dem Geschäftsleben an den Gardasee zurück. Von dort leitete er bis 1902 seine Leipziger Restfirma, die nach einem letzten kurzen Aufschwung als einer der ersten deutschen Verlage für theosophische Literatur und nach einem weiteren Konkurs 1906 erlosch. Während des 1. Weltkrieges, von 1915–1919, kehrte er als Geschäftsführer eines Baseler

Unternehmens noch einmal in den Verlagsbuchhandel zurück. Friedrich starb verarmt und vergessen am 9. 10. 1925 in Brenzone sul Garda.

Nach den vorliegenden Quellen setzt der Kontakt Fontanes zum „Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig“ im Januar 1881 ein, wobei nicht feststellbar ist, von welcher Seite die Initiative ausging. Es hat als wahrscheinlich zu gelten, daß der Autor den ersten Anstoß gab. Fontane war zu jener Zeit noch kein erfolgreicher, „gesuchter“ Schriftsteller, aus der heutigen Perspektive wird das leicht übersehen. Er hatte zwar mit den „Gedichten“ und den „Wanderungen“ zweite und dritte Auflagen erzielt, sein erster Roman „Vor dem Sturm“, die ersten Novellen „Grete Minde“ und „L'Adultera“ sowie eine Reihe kleinerer Prosastücke, die später v. a. in „Spreeland“ und „Fünf Schlösser“ erschienen, lagen bereits vor. Aber ein durchschlagender Erfolg und die breite Anerkennung der zeitgenössischen Kritik waren Fontane noch versagt geblieben. Er hat das selbst äußerst bitter empfunden, das Briefwerk bezeugt noch über die schwierige Verlagsuche von „Stine“ hinaus immer wieder, wie stark er unter diesem ausgebliebenen Durchbruch gelitten hat. Dabei erweist sich die häufige und engagierte Behandlung von Auflagen und Honoraren lediglich als sekundärer Reflex eines tiefsitzenden, latenten Ungenügens — so sehr die quantitative Argumentationsneigung und nicht selten unsachliche Heftigkeit Fontanes bei der Beurteilung von Verlegern, erfolgreicherer Kollegen und dem Publikum zunächst befremden mag, selbst wenn man die Bedeutung solcher Fragen für einen freien Schriftsteller anerkennt, der von seinen Kritiker-Honoraren nicht leben konnte. Die Problematik liegt tiefer und soll mit einigen frühen Zitaten aus der Berichtszeit verdeutlicht werden, die zudem persönliche Verfassung und objektive Bedingungen des Schriftstellers Fontane in dieser Zeit erkennbar machen.

Zu der Kritik Karl Gutzkows an seinem Romandebüt „Vor dem Sturm“ bekannte der Autor gegenüber seinem Verleger:

„... daß ich gegen Tadel, selbst gegen starken oder meinem Gefühl nach ungerechten Tadel gar nicht sehr empfindlich bin. Nur Nichtachtung kränkt mich tief. Wird dem Buche und seinem Verfasser die Existenzberechtigung zugesprochen, wird in der Hauptsache eine Kraft anerkannt, so genügt mir das völlig. Nur unter die Masse geworfen zu werden, von der zwölf aufs Dutzend gehn, ist mehr als meine Geduld aushält.“¹²

Mit Bezug auf „Männer und Helden“, die in Schwabs Anthologie „Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte“ durch einen unglücklichen Umstand unberücksichtigt geblieben waren, reflektierte Fontane über sein „Schicksal“ als Schriftsteller — ein bei Fontane überraschendes Wort, das er gern benutzte, wenn er auf seinen Erfolg zu sprechen kam:

„Dies Schicksal begleitet mich nun durch dreißig Jahre. Die Sachen von der Marlitt, von Max Ring, von Brachvogel, die ich gar nicht als Schriftsteller gelten lasse, erleben nicht nur zahlreiche Auflagen, sondern werden wo möglich noch ins Vorder- und Hinterindische übersetzt; um mich kümmert sich keine Katze.“¹³

Es ist deutlich, daß das Erfolgsproblem bei Fontane primär keine Frage von Honorarhöhen und Verkaufszahlen ist, sondern v. a. ein psychologisches Problem künstlerischen Wertbewußtseins darstellt. Das hochemp-

findliche künstlerische Selbstverständnis trug schwer daran, daß Fachwelt und Publikum seinem Werk und seiner Person nicht mehr Aufmerksamkeit und Anerkennung entgegenbrachten als den zahllosen Durchschnittsautoren seiner Zeit, im Gegenteil. Er hatte Grund, über seine geringe Reichweite und Wirkungsmöglichkeiten als Autor zu klagen, daß er „eigentlich gar keine Blätter zur Verfügung habe“¹⁴; selbst die „Vossische Zeitung“ als sein Hausorgan stand ihm nicht uneingeschränkt offen, wie etwa die Ablehnungen von „Vor dem Sturm“ und „Stine“ zeigten. Er litt unter der ihn sichtlich demütigenden Notwendigkeit, stets noch selbst den ersten Schritt für die Veröffentlichung neuer Arbeiten unternehmen zu müssen. Nach der Mitteilung, daß Hertz das Erscheinen von „Ellernklipp“ noch zu Weihnachten 1881 zugesagt habe, schrieb Fontane: „Er war zu meiner Freude gleich bereit.“¹⁵ Der Grund dieser Freude wird jedoch erst ganz verständlich, wenn man den aufschlußreichen Folgesatz hinzufügt, der in der Briefausgabe wohlweislich eliminiert wurde, jedoch in der Abschrift überliefert ist:

„Denn von ‚Gesucht werden‘ ist bei mir keine Rede, sodass immer noch erst ein Petitum gestellt werden muß.“¹⁶

Sogar bei seinem langjährigen Hauptverleger W. Hertz! Von dieser Situation hat man auch bei der Kontaktaufnahme Fontane-Friedrich zugehen, die in dem Dichter das belastende Gefühl von Erfolglosigkeit, Mißachtung und Verkennung erzeugte und Isolations- und Resignationseffekte auslöste, welche die erste Krise Fontanes als freier Schriftsteller signalisieren. Als er bei der Überarbeitung von „L'Adultera“ nicht recht weiterkam, nahm er wieder

„die geliebten ‚Wanderungen‘ vor, die immer helfen und heilen müssen. ... Sie sind das Einzige, was mir Freude gemacht hat, und dafür werden sie gepufft und als inferior behandelt. [...] Ich trage mich ganz ernsthaft mit dem Gedanken, mich aus der Welt zurückzuziehen [...] Ach, ich habe die Menschen so satt, selbst die lieben, guten, wohlmeinenden.“¹⁷

In dieser Verfassung registrierte er die Annahme von „Ellernklipp“ durch „Westermann's Monatshefte“ mit den Worten:

„Ich habe mich darüber gefreut, aber doch mäßig; denn ich sehne mich eigentlich nur nach Ruhe, Stille, Einsamkeit. Dies Mitrennen in dem großen Ameisenhaufen macht mir keinen Spaß mehr. Ich sehne mich nach einem wirklichen Erfolg; kann ich den nicht haben, so langweilt mich das literarische Sechsdreierthum mehr als es mich erfreut.“¹⁸

Ein solcher Erfolg bleibt auch in den folgenden Jahren aus, die vierte Novelle, „Schach von Wuthenow“, bringt wieder nur den „ewigen succès d'estime“¹⁹, den zu beklagen, zu belächeln und zu ironisieren Fontane nicht aufhört, in dieser Zeit freilich noch ohne das später häufig gebrauchte Zitat „Es muß auch so gehen“. Wenige Briefpassagen seien noch wiedergegeben, um den zeitlichen Anschluß an die im Herbst 1882 intensiver werdende Korrespondenz mit Friedrich herzustellen. Während des „Schach“-Vorabdrucks in der „Vossischen Zeitung“ räsionierte er bitter:

„Neugierig bin ich auf den Effekt oder Nicht-Effekt, den meine Novelle gemacht haben wird. Ist sie mal wieder in den Brunnen gefallen, so ist es bloß zum

Lachen; natürlich muß ich meine Arbeiten an den Mann bringen, weil ich sonst nicht leben kann, so weit ist also die Erfolgsfrage für mich von einer gewissen praktischen Bedeutung [...] in allem Übrigen aber hab ich mich von der schaffköpfigsten Schaffköpfigkeit des großen Publikums, am meisten aber des sogenannten ‚gebildeten‘, dermaßen überzeugt, daß Herr v. Thiemus immer mehr mein Ideal wird.“²⁰

Wenige Tage später artikuliert er gegenüber seiner Frau rückhaltlos die Krise:

„Alles macht einen wahren Jammer-Eindruck auf mich, und wenn ich nicht arbeiten müßte, würd' ich es in einem gewissen Verzweiflungszustande, in dem ich mich befinde, doch wahrscheinlich aufgeben. Ersieh daraus, wie groß mein Degout ist, denn meiner ganzen Natur nach bin ich auf die Freude des Schaffens gestellt.“²¹

Das kritische Resümee bei der Planung der weiteren Arbeit nach Abschluß des „Schach“²² lautete schließlich:

„Rechte Lust habe ich zu nichts mehr; man kann in der Kunst ohne eine begeisterte Zustimmung der Mitlebenden oder wenigstens eines bestimmten Kreises der Mitlebenden nicht bestehn. Ringt man sich erfolglos ab, bringt man es nie über den ledernen succès d'estime hinaus, empfindet man jeden Augenblick: es ist ganz gleichgültig, ob Du lebst oder nicht lebst, und es ist womöglich noch gleichgültiger ob Du einen Roman unter dem Titel ‚Peter der Große‘, ‚Peter in der Fremde‘ oder ‚Struwelpeter‘ schreibst, alle bestehen aus denselben 24 Buchstaben und alle kommen in die Leihbibliothek und werden à 1 Sgr pro Band gelesen und nach Gutdünken und Zufall abwechselnd gut und schlecht befunden, – auf dieser Alltags- und Durchschnitts-Stufen stehen bleiben, ist traurig, lähmt und kann selbst meine Hoffnungseligkeit nicht zu neuen Großthaten begeistern. Man ist also bloß der Soldat auf dem Posten [...]“²³

Dieser alle literarischen Wert- und Urteilsmaßstäbe relativierende Befund kennzeichnet Fontanes krisenhafte Verfassung in der ersten Phase seines Alterswerkes, in der er an der undifferenzierten Resonanz, dem „ewigen succès d'estime“ seiner Arbeit fast gescheitert wäre. Es gehört zu den zahlreichen Außergewöhnlichkeiten des späten Fontane, daß er dennoch nicht die künstlerische Orientierung verlor, daß diese ungünstigen Bedingungen mit ihren erheblichen psychologischen Folgen am Ende doch keine Schaffenslähmung und keine ästhetischen Konzessionen verursachten, sondern daß diese Krise mit einer stark produktiven Phase und mit dem entscheidenden künstlerischen Reifeprozess des Dichters zusammenfällt.

Das zitierte Belegmaterial reicht aus, um den Ausgangspunkt zu verdeutlichen: Fontane war Anfang 1881 ein erst mäßig bekannter, noch kein „gesuchter“ Autor, er mußte seine Arbeiten noch „unterbringen“. Gelang ihm dies nicht, so verzögerte sich ihre Fertigstellung (z. B. „Schach von Wuthenow“) oder überhaupt ihre Vollendung (z. B. der zweite Roman „Allerlei Glück“). „Um mich kümmert sich keine Katze“, hatte Fontane etwas überspitzt seine Situation artikuliert. Einen weiteren Anhaltspunkt dafür, daß die Verbindung zum Verlag W. Friedrich vom Dichter eingeleitet wurde, liefern die erhaltenen Quellen selbst.

Es ist schon erwähnt worden, daß Fontanes Kontaktmann der Literaturhistoriker Dr. Eduard Engel war, der seit Ende 1879 in Berlin das von Friedrich übernommene „Magazin“ leitete. In den unveröffentlichten

Tagebüchern 1866–1882 wird er am 18. 1. 1881 zum ersten Mal genannt und vier Tage später folgt der Eintrag: „Brief an Dr. Eduard Engel über L'Adultera geschrieben.“ Es kann als sicher gelten, daß Fontane damit auf die Buchausgabe von „Grete Minde“ und den „Nord und Süd“-Vorabdruck von „L'Adultera“ aufmerksam gemacht hat. Denn diese erste briefliche Kontaktaufnahme führte schon sehr bald zu einem Ergebnis, das für Fontane von grundlegender persönlicher und publizistischer Bedeutung geworden ist. Am 9. Februar 1881 notierte er im Tagebuch:

„An Dr. Eduard Engel, Herausgeber des Magazins für d. Liter. d. A. geschrieben und ihm gedankt für eine sehr freundliche Kritik über Grete Minde und L'Adultera.“

Diese Doppelkritik erschien am 12. Februar 1881 als Titelaufsatz der erst kürzlich auf die deutsche Literatur erweiterten Zeitschrift und stellt die wohl erste umfangreichere Würdigung der Erzählkunst des späten Fontane überhaupt dar.²⁴ Noch am selben Tage stattete der so uneingeschränkt als Künstler Gewürdigte seinem Kritiker einen Dankesbesuch ab. Im Tagebuch vermerkt er nüchtern: „Besuch bei Dr. Eduard Engel, Lützow-Ufer 11.“ In den Memoiren Eduard Engels liest man zu diesem Besuch:

„... da stand Theodor Fontane, der ‚alte Herr‘, stattlich, nur leicht ergraut, mit dem geschichtlich gewordenen grünen Schal um den Hals [...] tat keinen Schritt vorwärts ins Zimmer, schüchtern wie ein armer Bittsteller, und – ja dann sah ich Tränen in seinen Augen. Ich streckte ihm die Hand entgegen: Lieber Herr! – da umarmte er mich und lächelte mich durch Tränen an [...] und er begann: ‚Ich muß Ihnen danken: Sie sind der Erste und der Einzige, der es auszusprechen gewagt hat, daß Theodor Fontane ein Erzähler hohen Ranges sei, so bedeutend wie die großen englischen und französischen Erzähler unsrer Zeit. Das hat noch keiner von mir öffentlich gesagt; Allen bin ich nur der Dichter der preußischen Balladen in den Schullesebüchern und der Theaterberichterstatter für die Vossische. Ich selbst habe immer geglaubt, daß ich noch etwas andres könne, und meine Frau hat es auch geglaubt, aber wer sonst? Vielleicht noch mancher Andre, mancher hat es mir sogar wohlwollend gesagt, unter vier Augen, aber drucken hat es noch keiner lassen. Nie werde ich Ihnen das vergessen! [...]“²⁵

Selbst wenn man den sekundären Quellenwert und den etwas gespreizten, ehrpusseligen Grundzug dieser Memoiren in Rechnung stellt, wird an der Substanz dieses Berichts kaum zu zweifeln sein. Engel hatte in der skizzierten Krisenverfassung Fontanes den Nerv seines Selbstverständnisses getroffen und aus zwei literarhistorisch schwächeren Werken wesentliche Merkmale der Erzählkunst Fontanes ermittelt. Der Aufsatz beginnt:

„In Berlin giebt es eine gar nicht geringe Zahl von Berühmtheiten, deren Namen über die nahe Umgebung der Stadt, etwa über den Geltungsbereich der Vossischen Zeitung hinaus, nur den Wenigsten bekannt sind [...] Zu jenen Lokalberühmtheiten gehört nun leider auch Theodor Fontane, – leider und mit Unrecht, denn er verdient ein besseres Loos.“²⁶

Er hebt den „Abstand zwischen den Modeschriftstellern und den wenigen abseits der Heerstrasse der sogenannten Beliebtheit sich bewegenden *vornehmen* Dichtern“ wie Fontane hervor, der keine „Mätzchen“ und Konzessionen mache, um die Gunst des Lesers zu „erlisten“, und der „wie alle tüchtigen Autoren, zunächst für sich, zu eigener Kurzweil“ schreibe und „nicht sonderlich“ danach frage, „ob er den augenblicklichen Kam-

merton“ treffe. Er betont die „aufs Kleinste achtende Beobachtungskunst“, die Kenntnis der Berliner Gesellschaftsverhältnisse, den Realismus von Fabel und Darstellung und schreibt den bemerkenswerten Satz:

„Zum Glück aber gehört Fontanes Novelle ‚L'Adultera‘ zu den dichterischen Werken, deren Inhalt nicht passirt zu sein braucht, um dennoch wahr zu sein. Die Figuren sind typisch; was zwischen ihnen vorgeht, musste vorgehen [...] Eine solche Geschichte hätte ein Dichter mit offenen Augen für seine zeitgenössische Umgebung schreiben können, ohne eine Ahnung davon zu haben, dass in der und der Strasse von Berlin das und das sich wirklich so abgespielt habe.“²⁷

Er verweist auf die Sprache als Charakterisierungsmittel, auf „köstlich“ gezeichnete „Staffagepersonen“ und auf die psychologische Darstellungsweise:

„Aber auch in der Entwicklung der Vorgänge zeigt Fontane ein ausserordentlich feinfühliges Geschick. Er sagt nicht alles und jedes, er lässt eine Menge von Dingen erraten, nachdem er durch die haarscharfe Charakterisierung und die taghelle Beleuchtung der Gegensätze dafür gesorgt, dass man die Katastrophe wie ein unwiderstehliches Naturereignis hinnimmt.“²⁸

Diese kritische Analyse formuliert auf engem Raum in Ansätzen bereits Grundmerkmale des „eigentlichen“ späten Fontane, dessen Erzählkunst von Engel unter zeitbedingten Prämissen als vorbildlich für die erhoffte Entwicklung des deutschen Romans gewertet wird:

„Es wäre ein nicht hoch genug anzuschlagender Gewinn für die deutsche Romanliteratur, wenn sie auf dem hier – wo nicht zuerst, aber doch zuerst mit vollem künstlerischen Bewußtsein eingeschlagenen Wege der Lokalisierung von Geschichten aus der höheren Gesellschaft fortfahren wollte. Der Weg führt uns vielleicht zum nationalen Roman, und wenn nicht zu dem, so doch endlich heraus aus der verlogenen Wirtschaft jener Dutzend-Romane, die in der Sprache wie in den Charakteren wesentlich deshalb hin und her schwanken, weil sie keinen auf der Landkarte bestimmbareren Boden unter den Füßen haben.“²⁹

Dies wurde weit vor der Öffentlichkeitswirkung der Brüder Hart geschrieben, mit denen gewöhnlich der Beginn des Naturalismus angesetzt wird, und etwa gleichzeitig mit der Zola-Vermittlung nach Deutschland durch M. G. Conrad, der damals bereits Mitarbeiter des „Magazins“ war. Und dies wurde von Fontane gesagt, obwohl die frühnaturalistischen Romane Max Kretzers zum Beispiel ihre ersten Publikumserfolge schon hinter sich hatten. Diese Zusammenhänge können hier nur angedeutet werden. Mit Engels Fontane-Aufsatz war die „Entdeckung“ des Erzählers Fontane vollzogen, wenn auch erst in der verkürzten Dimension des Berliner Gesellschaftsromanciers, welche die bald darauf einsetzende eigentümliche Affinität der Naturalisten zu Fontane stets bestimmt hat. Man ist deshalb geneigt, es nicht als einen Zufall zu bewerten, daß knapp 1½ Jahre später von derselben Novelle die zweite umfassend positive Würdigung des Erzählers Fontane ausgeht und daß diese wiederum aus dem späteren Kreis des „Jüngsten Deutschland“ kommt: Paul Schlenthers „L'Adultera“-Kritik nach der Buchausgabe, mit der die oft unterbewertete publizistisch-kritische Unterstützung Fontanes durch die „Berliner Schule“ und den 1884 gegründeten Anhängerkreis der „Zwanglosen“ eingeleitet wird. Für

Fontane sind diese Verbindungen persönlich bedeutungsvoller und literarisch entscheidender geworden als die früher einsetzenden Kontakte zu W. Friedrich, seinen Zeitschriften, Autoren und Kritikern, wenn auch E. Engel und dem „Magazin“ zweifellos eine Entdeckerfunktion zukommt.

Wenige Tage nach Erscheinen des Aufsatzes, am 17. 2. 1881, schrieb Fontane seinen ersten Brief [1]³⁰ an den jungen „Magazin“-Verleger Wilhelm Friedrich in Leipzig, der ihm zuvor einige Belegnummern der Engel-Kritik geschickt und sich zu der Novelle geäußert hatte. Es war nicht festzustellen, ob Engel vorher bei Friedrich ein Verlagsangebot für „L'Adultera“ anregte und ob der verlorene Friedrich-Brief ein solches bereits enthielt. Ersteres ist immerhin anzunehmen, da Engel am Schluß seines Aufsatzes nachdrücklich eine Buchpublikation befürwortet hatte; für letzteres gibt Fontanes Brief keine präzisen Anhaltspunkte. Sicher ist aber, daß Friedrich noch vor dem September 1881 ein konkretes Verlagsangebot unterbreitete, das Fontane, wahrscheinlich aus finanziellen Gründen, abgelehnt hat.³¹ Bis zum Beginn der „Schach von Wuthenow“-Korrespondenz im November 1882 läßt sich für die direkte Autor-Verleger-Beziehung nur noch eine Postkarte nachweisen [2], die aber darauf hindeutet, daß man von einem häufigeren Briefwechsel wird ausgehen können. Fontane war regelmäßiger Leser des „Magazins“ und erhielt über Jahre hinweg Neuerscheinungen des Verlages zugeschickt, teils von Friedrich selbst, teils auch von den Zeitschriftenredaktionen, und meist mit der Bitte um Besprechung im „Magazin“ oder auch in der „Vossin“. Im übrigen war Friedrich ein zu engagierter und dynamischer Verleger, als daß er sich nicht stets auch direkt in die Zeitschriftenunternehmungen seines Hauses, trotz verantwortlicher Herausgeber wie Engel, einschaltete und insbesondere die Akquisition und „Autorenpflege“ weitgehend in eigener Regie führte. Dennoch bestimmte die Bekanntschaft mit Engel Fontanes Verhältnis zum Verlag von W. Friedrich, sicherlich ein wichtiger Grund für die Tatsache, daß die so vielversprechend begonnenen Beziehungen Fontanes zu Friedrich insgesamt nur wenige Ergebnisse und nur kurzen Bestand hatten. Nach dem ersten Besuch vom 12. 2. 1881 entwickelte sich sehr schnell ein persönliches Verhältnis, das in gegenseitigen Einladungen, gesellschaftlichem Umgang der beiden Familien und einer regen Korrespondenz seinen Ausdruck fand, teilweise rekonstruierbar nach den Tagebüchern. Trotzdem wurde Fontane erst 1882 Mitarbeiter der Zeitschrift, 1881 kam es lediglich zum Teilabdruck eines Briefes an Engel, den dieser unter der neueingerichteten Rubrik „Sprechsaal“ als Leserzuschrift publizierte. Der „Magazin“-Herausgeber hatte fünf Monate nach seinem Fontane-Beitrag Wilhelm Raabes „Das Horn von Wanza“ besprochen³² und damit offenbar Fontane zu einer nicht erhaltenen Stellungnahme veranlaßt, aus der Engel einige Passagen abdruckte, „um aus berufenstem Munde Zeugnis ablegen zu helfen für einen großen deutschen Schriftsteller.“ Fontane hatte u. a. geschrieben:

„Ihre Worte über Raabe und ganz speziell über das ‚Horn von Wanza‘ sind mir ganz aus der Seele gesprochen. Die ersten Zweidrittel der Erzählung sind so gut, so bedeutend, wie ich auf dem Gebiete der erzählenden Literatur überhaupt

kaum etwas kenne. Das letzte Drittel fällt sehr ab. [...] All diese Dinge sind ganz ersten Ranges, und weder Dickens, noch andere Humoristen, die ich kenne, haben das geleistet. Hätte Raabe mehr Kritik, so wäre er absolut No. 1; aber freilich – wär er besonnen, wär er nicht der Teil.“³³

In welcher Form sich Fontane für den „Entdecker“-Aufsatz Engels erkenntlich gezeigt hat, kann nur vermutet werden. Einen Hinweis gibt möglicherweise ein Tagebuch-Eintrag vom 25. 11. 1881: „Gearbeitet: Kl. Aufsatz über das Magazin für d. Lit. des In- und Auslands.“ Ob diese Arbeit abgeschlossen und wo sie gegebenenfalls veröffentlicht wurde, war nicht zu ermitteln. Vermutlich handelte es sich um einen Gedenkaufsatz zum 50. Jahrgang der Zeitschrift (1881).

Erst nach einer weiteren Besprechung eines Fontane-Werkes im „Magazin“, Alfred Friedmanns Kritik von „Ellernklipp“³⁴, lieferte Fontane im Frühjahr 1882 den ersten Beitrag für Friedrichs Wochenblatt, das inzwischen zu einer der führenden deutschen Literaturzeitschriften avanciert war. Am 20. 5. 1882 erscheint als Titelbeitrag Fontanes Rezension von Carmen Sylvas Jambendichtung „Jehova“³⁵, die Anfang April bei Friedrich herausgekommen war und deren Besprechung Fontane in der schon erwähnten Postkarte vom 1. 4. 1882, seinem zweiten erhaltenen Schreiben an Friedrich, wegen Arbeitsüberlastung zunächst abgelehnt hatte [2]. Die dann doch schon am 23. 4. fertiggestellten Kritik³⁶ fiel erstaunlich positiv aus und entspricht der damals verbreiteten Wertschätzung der königlichen Schriftstellerin aus Rumänien.³⁷ Sie ist die letzte Arbeit Fontanes vor der Herstellung der Endfassung des „Schach von Wuthenow“.

Einen Tag, bevor Fontane die Korrekturbögen der „Jehova“-Kritik durchsah,³⁸ am 12. 5. 1882, nahm er das „Schach“-Brouillon wieder vor und schloß die schon für den Winter 1881/82 geplante³⁹ Schlußbearbeitung des fast drei Jahre alten Novellenkonzepts bis zum Juli ab.⁴⁰ Vom 29. 7. bis 20. 8. 1882 erschien der Vorabdruck in der „Vossischen Zeitung“, den Fontane zunächst Gustav Karpeles („Westermann's Monatshefte“)⁴¹ und vielleicht auch schon Eduard Hallberger⁴² („Über Land und Meer“) angeboten hatte. Über die Verlagsbemühungen für die Buchausgabe lassen sich aus dem vorliegenden Quellenmaterial nur Vermutungen ableiten. Man wird davon ausgehen können, daß Fontane den Buchverlag auch dieser Novelle zunächst seinem langjährigen Verleger Hertz offerierte, ohne daß eine Einigung erzielt wurde. Der Berliner Freund und Verleger – der nach den „Balladen“ (1861), den „Gedichten“ (1875²), den „Wanderungen“ (I: 1862, 1865², 1875³ – II: 1863, 1868², 1879³ – III: 1873, 1880² – IV: 1882) und nach „Vor dem Sturm“ (1878) auch die beiden ersten Novellen „Grete Minde“ (1880) und „Ellernklipp“ (1881) in der Buchfassung verlegt hatte – konnte sich schon zwei Jahre zuvor nicht zur Buchveröffentlichung der „L'Adultera“ entschließen, was bei dem Autor zu einer nachhaltigen Verstimmung führte, die erst bei dem Vertragsschluß über „Spreeland“ und „Ellernklipp“, im Februar 1881, völlig überwunden war. Die neuerliche Ablehnung des „Schach von Wuthenow“ hat dann eine für den alten Fontane ungewöhnlich massive Reaktion ausgelöst, die ohne Kenntnis der umrissenen Krise des Dichters gar nicht

erklärbar wäre. Fontane empfand diese Ablehnung als Mißachtung, als Interesselosigkeit und mangelnde Bereitschaft seines Verlegers, von dem er mehr Vertrauen und Entgegenkommen erwartet hatte, v. a. wohl auch angesichts der letzten Nachauflagen der „Wanderungen“, über die er sich vermutlich völlig falsche Gewinnvorstellungen machte. Er war empört und verbittert. Wie stark Fontane die „Schach“-Ablehnung durch Hertz – deren Gründe in den Honorarvorstellungen des Autors und seiner befristeten Rechtsübertragung und weniger in künstlerischen Vorbehalten des Verlegers zu suchen sind – damals personalisiert hat, dokumentiert sein Brief vom 2. 11. 1882 an Eduard Engel, der zu den heftigsten privaten Äußerungen des Dichters zählt. Es ist dabei bezeichnend, daß Hertz' „flaues Benehmen gegen mich“ zum Anlaß werden kann, sich neue verlegerische „rechte Hände“ zu suchen, „Hände eines Gentleman [...], die nicht jedes Fünfmärkstück wie ein Staatsvermögen ansehen, und [...] die mich kajolieren.“ Er wandte sich an den inzwischen zu seinem näheren Bekanntenkreis zählenden „Magazin“-Herausgeber, der sich schriftlich bei Friedrich für Fontane verwandte und ein promptes Verlagsangebot aus Leipzig erwirkte. Der Brief an Engel macht deutlich, wie endgültig der Bruch mit Hertz zu sein schien⁴³ und welche hohen Erwartungen Fontane an die mögliche Verlagsverbindung mit Friedrich, dem schnell erfolgreichen Verleger unkonventionellen Zuschnitts, stellte; sein apologetischer Grundton legt aber auch die Vermutung nahe, daß Fontane die Kontroverse mit Hertz gar nicht so ungelegen kam, um seine schriftstellerische Basis zu erweitern:

„Ich kann jedenfalls von dieser Forderung [Rückfall des Verlagsrechts nach 5 Jahren an Autor] nicht abgehen, da mir daran liegen muß, das, was ich geleistet, mal zusammenzufassen. Ich glaubte, diesen Platz bei Hertz gefunden zu haben, und mit Kummer hab ich mich von ihm losgerissen. Ich weiß, welche Vorzüge sein Verlag hat, und vieles darin berührte mich sympathisch. Es ging aber nicht mehr. Ich bin aufs äußerste verbittert. [...] Auf den Quatsch, daß ein Buchhändler nicht zaubern könne, geh ich nicht ein [...] was eine anständige Firma zahlen kann, kann auch die andere zahlen. Und so liegt es mit vielen anderen Punkten noch. [...] ich ziehe mich von Hertz zurück und würde mich freuen, wenn ich, nach Abbruch der Zelte hier, mein Lager überhaupt woanders aufschlagen könnte. [...] Ich stehe nicht bloß als Novellist und Romanier, ich steh auch als ‚Märker‘ [...] zur Verfügung, und wenn Wilhelm Friedrich ein Vertrauen zu mir fassen, einen Glauben an mich gewinnen könnte, so wäre mir geholfen, und ihm vielleicht nicht zum Schaden.“⁴⁴

Die Voraussetzungen einer dauerhaften Verbindung zwischen Fontane und Friedrich sind danach also ideal zu nennen, da auch Friedrichs schnelle Reaktion auf ein großes Interesse des Verlegers schließen läßt, den in seiner Zeitschrift „entdeckten“ neuen deutschen Erzähler ersten Ranges zu einem festen Autor seines Verlages zu machen.

Ob es für die Buchausgabe zu weiteren Angeboten an oder von anderen Verlagen als W. Friedrich kam, läßt sich aus den vorliegenden Quellen ebensowenig entnehmen wie der genaue Beginn konkreter Verhandlungen mit letzterem. Das Tagebuch, das für die Zeit vom 5. 6. bis 3. 11. 1882 lediglich einen zusammenfassenden Vermerk enthält, liefert keine An-

haltspunkte. Erst am 4. 11 beginnen wieder tägliche Eintragungen, unter diesem Datum vermerkte Fontane:

„Empfang eines Briefes vom Buchhändler Wilhelm Friedrich, der meinen ‚Schach von Wuthenow‘ in Verlag nimmt und ihn noch zu Weihnachten erscheinen lassen wird.“

Dies ist die erste Erwähnung des Verlegers seit April des Jahres. Die „Schach“-Korrespondenz muß jedoch früher eingesetzt haben, da Fontane am 2. 11. bereits zu einem Vertragsentwurf Stellung nahm [3] und Engel für die Vermittlung dankte, die „ein sehr angenehmes Anerbieten“ zur Folge gehabt habe.⁴⁵ Friedrich hatte zunächst ein einmaliges Pauschalhonorar von 1000 Mark und Erscheinen noch vor Weihnachten angeboten, womit sich Fontane sofort einverstanden erklärte, alle übrigen Konditionen jedoch offengehalten, um ein möglichst flexibles Vertragsverhältnis herzustellen, wie es Friedrich bei neuen Autoren stets durchzusetzen versuchte. Fontane aber war in solchen Fragen kein Anfänger mehr und seine Grundeinstellung gegenüber Verlegern viel zu negativ, als daß er sich darauf eingelassen hätte. Gemäß den Erfahrungen mit Wilhelm Hertz wollte er sich nicht wieder „verkaufen“ und mit einmaligen Honoraren jeglicher weiteren Rechte an seinem Werk benehmen: „Ich habe zu sehr darunter gelitten, mich in vergangenen Jahrzehnten aus der Hand gegeben zu haben.“ [3] So kritisierte er den Vertragsentwurf Friedrich als „etwas zu lapidar“ und bittet um Präzisierung durch folgende Konditionen: 1. Festlegung der ersten Druckauflage, 2. ihre Ausgabe als 1. und 2. Auflage sowie eine Bestimmung über eine tatsächliche zweite Auflage, 3. Rückfall der Buchrechte an Autor nach 5 Jahren. Während man sich sofort auf 1500 Exemplare, deklariert als zwei Auflagen à 750 Stück, einigen konnte und die Regelung der Zweitaufgabe einverständlich einer späteren Abmachung vorbehielt, kollidierten beim letzten Punkt Autor- und Verlegerinteressen. Für Fontane war dieses rückfallende „Verfügungsrecht“ über seine Novelle offensichtlich eine *conditio sine qua non*, die aus seinen Erfahrungen und seiner Krisenverfassung jener Zeit erklärt werden kann. Der Dreiundsechzigjährige wollte sich einerseits aus der Bindung an *einen* Verlag lösen und verlegerische Alternativen zu Hertz gewinnen. Andererseits sollte diese Erweiterung seines publizistischen Spielraums aber nicht dazu führen, daß seine neuen Arbeiten für immer in die Hände verschiedener Verlagshäuser gerieten. Noch ohne durchschlagenden Erfolg, dachte Fontane bereits an Zusammenfassung seines schriftstellerischen Lebenswerkes, an eine Gesamtausgabe, für die er sich seine Entscheidungsfreiheit vorbehalten wollte. Die überragende Rolle dieser Frage für Fontane hat der zitierte Brief an Engel gezeigt („Ich glaubte, diesen Platz bei Hertz gefunden zu haben“), und es ist wahrscheinlich, daß sie nicht nur letztlich den Bruch mit Hertz ausgelöst hat, sondern an ihr bereits der geplante Buchverlag der „L'Adultera“ durch Hertz gescheitert war. So betonte Fontane auch, daß Schottländer diese Forderung erfüllt hätte, und um sie für Friedrich leichter annehmbar zu machen, fügte er diplomatisch hinzu [3]:

„[...] daß es mir sehr erwünscht sein würde, nach Ablauf solcher 5jährigen Frist darüber hinwegsehen und in der Verbindung mit einer hochachtbaren und zu-

gleich meinen Wünschen einigermaßen freundlich entgegenkommenden Firma verharren zu können. Nur ein bestimmtes Mass von Freiheit muß ich behalten.“

Die Zurückhaltung dieser Passage gegenüber den weitgehenden Formulierungen des Briefes an Engel ist auffällig und zeigt, wie geschickt Fontane lavierte, um zwar mit Friedrich ins Geschäft zu kommen, zugleich aber seine „Freiheit“ zu behalten.

Daß auch Friedrich von einer langfristigeren Verbindung ausging, beweist seine Reaktion auf Fontanes Rechtsvorbehalt, den er mit dem Versuch konterte, diesen „Rückfall“ an die Voraussetzung einer Werkausgabe zu binden [4], wobei offen blieb, welcher Verlag diese veranstalten würde. Ob er sich damit durchgesetzt hat, bleibt unklar, da der Vertrag nicht erhalten ist und die Briefe darauf nicht wieder zu sprechen kommen. Immerhin hat Fontane den Vertrag schon vor Klärung dieser Frage unterzeichnet⁴⁶ und am 4. 11. 1882 zusammen mit dem Manuskript nach Leipzig geschickt [4].⁴⁷

Ähnlich schnell wurde der Druck des Werkes durchgeführt. Schon 5 Tage nach Einsendung des Manuskripts, am 9. 11., lagen Fontane die ersten beiden Korrekturbogen vor,⁴⁸ die letzten konnte er am 17. 11. der Druckerei Emil Herrmann sen. in Leipzig einsenden [9], eine der Hauptdruckereien Friedrichs, die auch das „Magazin“ herstellte. Schon am 22. 11. war Fontane im Besitz seiner Freixemplare und – noch vor Erscheinen – der ersten Honorar-Rate von 500 Mark [11].⁴⁹ Am 28. 11. 1882, dreieinhalb Wochen nach Vertragsschluß wurde „Schach von Wuthenow“ ausgeliefert [14], wobei Fontane nicht nur äußerste Sorgfalt auf den Versand von Rezensionsexemplaren und Widmungsstücken legte [10-12], sondern den Verleger auch mit wohlbegründeten Hinweisen auf die Kaufgewohnheiten seines Publikums unterstützte. Von besonderem Interesse ist dabei die Aufstellung der von Fontane vorgeschlagenen Organe und Rezensenten, die er gegenüber Friedrich z. T. kritisch begründete. Denn einmal geben sie einen in dieser geschlossenen Form seltenen Einblick in die damaligen Beziehungen (und Abhängigkeiten) Fontanes zu seiner literarischen Umwelt, die noch eine deutlich konservative und lokale Orientierung erkennen lassen und z. B. zu Brahm und Schlenther noch so unverbindlich waren, daß er sie aus der Liste der persönlich anzuschreibenden Rezensenten mit der Begründung strich, daß sie „doch schließlich zu jung“ seien, „um ihnen gegenüber den Liebenswürdigen zu spielen.“ [12] Zum anderen liefern sie aufschlußreiche Hinweise für die Selbsteinschätzung Fontanes, für die Beurteilung seiner Reichweite, seines Publikums und auch seiner Verbindlichkeiten. So ist ihm das christlich-konservative „Daheim“, worin der gekürzte Vorabdruck von „Vor dem Sturm“ erschien, „persönlich wichtig“, während die freikonservative „Post“ (Berlin) wegen früherer schlechter Behandlung des Dichters ausdrücklich kein Exemplar erhalten soll. Bei der Begründung von je drei Exemplaren für die „Vossische Zeitung“ und die „Kreuz-Zeitung“ wird die schon in dieser Zeit bestehende Spannung zwischen Fontanes persönlichen Überzeugungen und dem sich entfaltenden Alterswerk einerseits und dem Großteil seines Publikums andererseits deutlich

— ein Konflikt, welcher der Einseitigkeit des Fontane-Verständnisses bis in die Forschung hinein Vorschub geleistet hat und der gerade an „Schach von Wuthenow“, als dem zentralen Werk innerhalb Fontanes ästhetischem Umbruch, besonders greifbar wird. Er argumentierte zu dieser dreifachen Belieferung der Zeitungen entschuldigend [12]:

„Dies ließ sich nicht umgehn, beide muss ich cajolieren, denn beide (obwohl politisch ganz entgegengesetzt) umfassen mein allereigentlichstes Publikum, die Kreuzzeitungs-Leute halten wegen meiner Kriegsbücher, märkischen Wanderungen etc. grosse Stücke von mir, die Leser der Vossin wegen meiner Theater-Berichterstattung und sonstiger mannigfach geübter Kritik.“

Ähnlich wurde das Interesse am Erscheinungstermin noch vor Weihnachten begründet [5]:

„Mir mit ‚Erfolgen‘ zu schmeicheln, hab ich längst verlernt; aber andererseits weiß ich doch auch, daß ich ein kleines Publikum habe, das fest zu mir hält und nun seit Jahren daran gewöhnt ist, in der Woche vor Weihnachten drei oder vier Mark an seinen ‚vaterländischen Schriftsteller‘ zu setzen.“

Die andere Seite dieses Rezeptionsproblems — eine Variante des „Verspätungs“-Problems —, das den „modernen“ Erzähler europäischen Formats an ein konventionelles, regional fixiertes Publikum band, artikulierte Fontane in einem späteren Brief an Friedrich mit ungehaltenem Nachdruck [16]:

„Die gesamte deutsche Presse verfolgt, mir wie andern gegenüber, beständig den Zweck, einen bestimmten Schriftsteller an eine bestimmte Stelle festnageln zu wollen [...] Mein Metier besteht darin, bis in alle Ewigkeit hinein ‚märkische Wanderungen‘ zu schreiben. Alles Andre wird nur mit in Kauf genommen.“

Sieht man von der durch die Forschung schon mehrfach aufgenommenen Titelfrage ab [5–6], so leistet die erhaltene „Schach“-Korrespondenz Fontanes mit Friedrich nicht den geringsten Beitrag zu inhaltlichen und formalen Fragen der Novelle, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß Friedrich das Werk durch den Vorabdruck in der „Vossischen Zeitung“ bereits genau bekannt war. So traten Vertragsfragen, Technisches, Absatz- und Verteilungsprobleme in den Vordergrund.⁵⁰

Für die guten Dienste Eduard Engels bei der Vermittlung der Buchausgabe an Friedrich revanchierte sich Fontane umgehend mit einer Besprechung von Engels Anfang Oktober 1882 erschienenen „Geschichte der französischen Litteratur“,⁵¹ die als erster Band eine 10bändige „Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen“ (1882–1889) einleitete, eine der umfangreichsten, verdienstvollsten und erfolgreichsten verlegerischen Leistungen Friedrichs. Engel wiederum antwortete noch vor Weihnachten mit einer „Schach“-Kritik im „Magazin“,⁵² in welcher bei allem Bedauern darüber, daß Fontane nach „L'Adultera“ keinen zweiten aktuellen Berliner, sondern einen historischen Roman vorlegt, weitere Charakteristika des späten Fontane erkannt wurden: die Kunst des Dialogs und die durch „dichterische Echtheit“ ästhetisch sublimierte „historische Treue“.⁵³ Wie tief Engels Verständnis von der Bedeutung Fontanes für die deutsche Literatur damals schon ging, zeigt die folgende Passage aus dieser Kritik:

„Theodor Fontane hat nicht gewartet, bis der Realismus uns durch die Franzosen als eine recht einträgliche Modesache vermittelt wurde. Seine sämtlichen Schriften

aus früherer Zeit, ganz besonders die ‚Wanderungen in der Mark‘, aber auch z. B. der Anfang von ‚Vor dem Sturm‘, zeigen uns außer dem großen Künstler der plastischen Schilderung den Meister der natürlichen, der einzig richtigen Auffassung der Dinge und Menschen. Auf festem, ihm bis in alle Kleinigkeiten von Sprache, Sitte, Denkweise, Gesten bekanntem Gesellschaftsboden wurzelnd, ist Fontane für das moderne Berlin das, was Willibald Alexis für Berlins und Brandenburgs ältere Zeiten war.“⁵⁴

Diese Kritik übersandte Fontane anfang 1883 der Lieferantin des „Schach“-Stoffes Mathilde von Rohr,⁵⁵ die schon im November eines der ersten Exemplare erhalten hatte.⁵⁶ Dabei erklärte er zwar seine Zufriedenheit über den bisherigen „Beifall, den Schach im Publikum und in der Presse gefunden hat“, insbesondere bei Landgerichtsdirektor Lessing, dem Eigentümer der „Vossischen Zeitung“, der für die Jahresmitte „etwas ähnliches Novellistisches bei mir eingefordert hat“; zugleich aber gab er erneut seinem Erfolgs-„Schicksal“ resignierten Ausdruck:

„[...] über dies schließlich doch immer nur bescheidene Maaß von Glück und Anerkennung werd' ich schwerlich hinauskommen. Ein wirklicher Erfolg war mir nie beschieden und wird mir auch nicht mehr beschieden werden. [...] Je länger ich das Leben beobachte, je deutlicher seh' ich ein, daß dem Einzelnen mit einer eisernen Consequenz des Schicksals das Eine gegeben, das Andre versagt wird; [...] Und nach diesem Unwandelbarkeitsgesetz ist auch über mein Bücher-Glück und Unglück ein für allemal entschieden: ich werde immer einen mäßigen Anstands-Erfolg erzielen; aber nie mehr. Auch bei Schach wird sich dies wieder zeigen; die zweite Auflage war schnell da, aber darüber hinaus wird es wohl nicht kommen.“⁵⁷

Fontane behielt recht. Ein Dreivierteljahr nach Erscheinen des „Schach“ bedauerte er nach einer Absatzmeldung Friedrichs „den abermaligen Mißerfolg meiner Anstrengungen“ und gab ein weiteres Mal zu erkennen, daß er selbst mit seiner schriftstellerischen Laufbahn innerlich bereits abgeschlossen hatte [18]:

„[...] am Ende eines Lebens auf eine vierzigjährige vergebliche Zappelerei zurückzublicken, ist ein schlechtes Vergnügen. Tausendmal hab' ich mir gelobt, gleichgültig dagegen zu sein (au fond ist es gleichgültig); aber wenn einen dann die Zahl fünfhundertzehn anstarrt, fünfhundertzehn auf sechzig Millionen Deutsche, die über die Welt hin wohnen, so kriegt man ein Zittern und das Herz sinkt einem, um nicht einen drastischeren Ausdruck zu wählen.“

Über die spätere Absatzentwicklung bei Friedrich ist nichts bekannt, das Werk hat bei Lebzeiten Fontanes 1894 nur noch einen Einzeldruck erreicht (F. Fontane; vorher in „Dominik-Ausgabe“, Bd. 1, 1891). Der schwachen Publikumswirkung entsprach jahrzehntelang die geringe Beachtung der Novelle durch die Wissenschaft, die erst mit der sog. „zweiten Fontane-Renaissance“ ihren Stellenwert für die Entfaltung des Spätwerks erkannt hat.⁵⁸

„Schach von Wuthenow“ blieb die einzige Buchpublikation Fontanes bei Friedrich, obwohl dieser sich wiederholt um neue Arbeiten des Dichters bemühte [14, 15, 24, 26] und ihn darum wenigstens einmal, im Dezember 1884 persönlich aufsuchte [26; vgl. auch 18]. Obwohl der Briefwechsel 1883–1885, also die Jahre nach der „Schach“-Buchausgabe, ähnlich große Lücken aufweist wie in der Frühzeit der Verbindung, wird man von einer

regelmäßigen Korrespondenz zwischen Fontane und Friedrich nicht mehr ausgehen können, dafür fehlt es nach dem vorliegenden Quellenmaterial an substantiellen Anlässen. Der Kontakt wurde von beiden Seiten aufrecht erhalten, ein gegenseitiges Interesse gewahrt, ohne daß es zu einer Vertiefung oder Konkretisierung der Beziehung kam. Auch die Rezensionswünsche, die der Verleger den zahlreichen Neuerscheinungssendungen an Fontane oft beifügte, hat dieser – wie gegenüber so vielen anderen – in der Regel abgelehnt [19, 21–23, 25, 28]. Neben den immer wiederkehrenden Begründungen wie Arbeitsüberlastung, Alter, andere Verpflichtungen (etwa für die „Vossische Zeitung“) enthalten zwei Briefe bemerkenswerte Selbstzeugnisse Fontanes für die subjektive Grundlage seines kritischen Verfahrens. Die Druckfassung des Briefes an Friedrich vom 26. 4. 1884, in dem Fontane die Rezensionswünsche für Hermann Heibergs „Die goldene Schlange“⁵⁹ ablehnte, wurde um einen wichtigen und heftigen Passus gekürzt, der in der Abschrift jedoch erhalten ist [21]. Die Zeit für eine ausgewogene Kritik, wenigstens 14 Tage, könnte er nicht aufwenden, heißt es:

„Nicht können und auch nicht wollen. Denn wer setzt vierzehn Tage an mich? Seit zwanzig Jahren muß ich mir das Gequatsch beliebiger Penny-a-liner's in den Zeitungen gefallen lassen, die zehn Zeilen über mich zum besten geben, Zeilen deren Lob noch viel wertloser ist als ihr Tadel, während ich allem möglichen jungen Volk die Stiefel putze, damit sie sich blank und propre in der literar. Welt herumzieren können. Mit 64 Jahren hab ich's nun endlich satt. Und so wollen Sie mich gütigst entschuldigen.“⁶⁰

Die Personalisierung der kritischen Urteilsbereitschaft, die zunächst „privat“ motivierte kritische Einstellung formulierte Fontane weniger gereizt bei der Ablehnung einer Besprechung von Band 3 (C. M. Sauer, „Geschichte der italienischen Litteratur“, 1883) und Band 5 (F. Hirsch, „Geschichte der deutschen Litteratur“ 1., 1883) der genannten „Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen“ [19]:

„[...] nur wo freundschaftlich persönliche Beziehungen vorliegen, kann ich mich zu Buch-Kritik verstehen.“

Unter diesem Gesichtspunkt läßt sich die weitere Mitarbeit Fontanes beim „Magazin“ nur als Gelegenheits- oder Gefälligkeitsarbeit deuten. Mit Ausnahme des bekannten Alexis-Aufsatzes,⁶¹ den Engel anlässlich einer neuen Gesamtausgabe der Romane des Fontane-Vorbildes angeregt hatte und der den umfangreichsten und profiliertesten „Magazin“-Beitrag Fontanes überhaupt darstellt, läßt sich weder für die Kritik von Emmy v. Dincklages „Die Amsivarier“⁶² noch für die Besprechung der von Paul Lindau 1885 edierten „Briefe aus dem Osten und Westen der Vereinigten Staaten“⁶³ eine besondere Affinität Fontanes zu diesen literarhistorisch belanglosen Gegenständen seiner Kritik feststellen. Der naheliegende Schluß eines inzwischen eingetretenen deutlichen Interesseverlustes oder einer nachhaltigen Störung der anfangs so günstigen Kooperationsbedingungen zwischen Fontane, Engel und Friedrich kann aus den erhaltenen Briefen allein nicht abgeleitet werden. Fontane bedauerte immer wieder und glaubhaft seine negativen Reaktionen auf Angebote und Aufforderungen des Verlegers, denn: „Es würde durchaus meinen Wünschen ent-

sprechen, speziell Ihnen gegenüber mich dienstfälliger erweisen zu können.“ [25] Und man hat keinen Anlaß, so scheint es nach den Briefen, an der Versicherung zu zweifeln [24]:

„Ich habe von den zwischen uns stattgehabten Beziehungen nur die freundlichsten und angenehmsten Eindrücke empfangen und kann nur wünschen dieselben erneuert zu sehn.“

Doch diese brieflichen Bekundungen stehen in auffälligem Widerspruch zu der Entwicklung der Beziehungen, wie sie 1884/85 aus dem „Magazin“ erkennbar wird, jener Zeitschrift also, die stets das Medium der gegenseitigen Interessen gewesen und das wichtigste Verlagsinstrument Friedrichs geblieben war. Die angekündigten „freundlichen Worte“ über die Buchausgabe von Heibergs Roman „Apotheker Heinrich“ und Gerhard von Amyntors Kulturbild „Frauenlob“ [27, 29] erschienen ebensowenig im „Magazin“ wie die in Aussicht gestellte Kritik über Wilhelm Lübkes „Wanderungen aus Schwaben“ [28].⁶⁴ Desweiteren wurden die beiden nach dem „Schach“ erschienenen Buchpublikationen Fontanes zwar besprochen, der Rezensent von „Graf Petöfy“ und „Scherenberg“ war jedoch nicht mehr Eduard Engel. So las man in demselben Organ, in welchem Fontane seine publizistische „Entdeckung“ als Erzähler erfahren hatte, im Frühjahr 1885 zwei matte und etwas unverbindliche, wenn auch positive Kritiken, die Fontane im Vergleich zu den früheren Engel-Rezensionen sehr enttäuscht haben müssen.⁶⁵ Zu seltenerer Mitarbeit und Dutzend-Kritik kam schließlich auch noch Mißachtung hinzu, offenkundige Gleichgültigkeit sowie Zuordnung Fontanes zur gehobenen Durchschnittsliteratur. Nach dem vorn skizzierten Selbstverständnis Fontanes bedarf es keiner Betonung mehr, wie tief der Dichter sich davon verletzt gefühlt haben muß. In einem groben, dilettantischen und aufgeblasenen Leitartikel „Zur Entwicklung und Charakteristik des ‚Berliner Romans‘“ hatte der damals sehr erfolgreiche und als „deutscher Zola“ von Frühnaturalisten gepriesene Max Kretzer Willibald Alexis gar nicht erwähnt, Fontane in einer Zeile mit Paul Heyse, Karl Frenzel und Paul Lindau genannt und abgetan sowie den erstaunlichen Satz geschrieben:

„Ich darf für mich das bescheidene Verdienst in Anspruch nehmen, der Erste gewesen zu sein, der dem Roman, der in Berlin spielt, seine richtige Bezeichnung gab, und mit dem Realismus Ernst machte.“⁶⁶

Selbst wenn man dem Autodidakten Kretzer diesen literarhistorischen Unsinn nachsehen wollte und diese typisch frühnaturalistische Position ernst nähme, mit der „Realismus“ eine Funktion des Stoffes, die Ästhetik eine Frage der Gesinnung wird, und zwar eines ganz bestimmten Stoffes und einer ganz bestimmten Gesinnung – so war es doch überraschend, derartige Thesen in dieser „vornehmen“ Zeitschrift zu lesen. Man vergleiche das Kretzer-Elaborat mit den feinsinnigen Analysen Eduard Engels zu Fontanes ersten Erzählwerken, um sich Niveauverlust und Standortwechsel des „Magazins“ nur am Themenkreis Fontane zu verdeutlichen.

Die dargestellten Beispiele einer sich abzeichnenden Haltungsänderung der Zeitschrift gegenüber Fontane mußten bei diesem empfindlichen

Autor notwendig eine Distanzierung auslösen. Auch wenn er sich nicht persönlich von ihnen betroffen gefühlt hätte, signalisierten sie doch eine neue Tendenz von Zeitschrift und Verlag, auf die eingangs bereits hingewiesen wurde und die mit der Übernahme der „Magazin“-Redaktion durch den „Revolutionär“ Karl Bleibtreu im April 1886 abgeschlossen war: eine seit 1884 fortschreitende naturalistische Vereinseitigung und Radikalisierung, von der Fontane durch seine gute Verbindung zu E. Engel schon früh Kenntnis gehabt haben muß, und zwar in einer für Friedrichs Wertschätzung bei Fontane höchst ungünstigen Weise.

Engel hatte zu Beginn 1884 die Herausgeberschaft des „Magazins“ niedergelegt,⁶⁷ nach seinen Memoiren wegen unerlaubten und heimlichen Nachdrucks der „Geschichte der englischen Litteratur“ sowie der „Geschichte der französischen Litteratur“ durch Friedrich um je 500 Exemplare.⁶⁸ Das Gericht verurteilte Friedrich zwar nur zu einer Buße, aber Engel entzog ihm jegliche Verlagsrechte an seinen Werken und brach alle Beziehungen zu Friedrich ab. Die Konsequenzen dieser Affäre auch für Fontanes Verhältnis sind unschwer vorstellbar, wenn man berücksichtigt, daß Fontane Beziehungen zum „Magazin“ und seinem „Schach“-Verleger weitgehend von der persönlichen Bekanntschaft mit Engel geprägt waren.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß hier eine erste wichtige, subjektive Ursache dafür vorliegt, daß die Verlagsbeziehungen Fontane-Friedrich 1884/85 allmählich zum Erliegen kamen, obwohl der Dichter keinen unmittelbaren Anlaß hatte, über Friedrich Klage zu führen oder die Beziehungen sofort aufzukündigen. Noch 45 Jahre später nennt Engel seinen einstigen Verleger einen „gefährlichen Schädling für die Schriftsteller seines Verlages“,⁶⁹ ein Verdikt, das den 1882 noch mit großen Erwartungen begrüßten Wilhelm Friedrich in die schlechten Erfahrungen Fontanes mit Verlegern wie Schottlaender, Hallberger und z. T. auch Hertz einordnet und nicht ohne Wirkung bleiben konnte, auch wenn Fontane von der bisherigen Zusammenarbeit mit Friedrich „nur die freundlichsten und angenehmsten Eindrücke empfangen“ hatte. Man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß W. Friedrich nach diesem Prozeß mit Engel für Fontane als Verleger grundsätzlich nicht mehr in Frage kam.

Dem entspricht, daß der Dichter – soweit erkennbar – seinem „Schach“-Verleger kein einziges späteres Werk mehr angeboten hat, obwohl er nach den mäßigen Erfolgen von „Graf Petöfy“, „Scherenberg“ und „Unterm Birnbaum“ an verlegerischen Alternativen durchaus interessiert sein mußte. Und in dieses Bild passen auch Fontanes 1884 aufgenommene, neue Verlagsverbindungen zu Adolf Kröner, die vor dem Hintergrund der Nachdrucksklage gegen Friedrich eine besondere Bedeutung für diesen Zusammenhang gewinnen. Wie seinerzeit bei Friedrich wurde auch diese Neuorientierung des noch wenig erfolgreichen Erzählers möglicherweise von Engel vermittelt, dem um die Jahreswende 1883/84 in Paris die umstrittenen Heine-Memoiren für eine Publikation in Deutschland angeboten worden waren, ursprünglich mit Sicherheit in seiner Eigenschaft als Herausgeber des „Magazins“. Nach dem Bruch mit Fried-

rich spielte Engel dieses inhaltlich wenig ergiebige Material Adolf Kröner zu, der es ab 1. 4. 1884 in der gerade aus dem Nachlaß Ernst Keils erworbenen „Gartenlaube“ erscheinen ließ, wodurch die frühere Marlitt- und Heimbürg-Zeitschrift einen großen Aufschwung erlebte.⁷⁰ Wenig später setzte der Kontakt Fontanes mit dem „Schwaben“ Kröner ein, dessen als vorbildlich empfundene „Gesinnung und Form“ offenbar zu den positivsten Verleger-Erfahrungen Fontanes gehört⁷¹ – was natürlich in krassem Gegensatz zu der, nach Engel, betrügerischen und illegalen Verlagspraxis Friedrichs stand. Die Glaubwürdigkeit Engels in dieser Frage kann hier nicht untersucht werden; man wird aber davon ausgehen können, daß sie für Fontane außer Frage stand, so daß er sich wahrscheinlich Engels Urteil anschloß und persönlich den Bruch Engel-Friedrich mitvollzog, für den es damals noch keinen unmittelbar Fontane betreffenden Anlaß gab.

Neben diesen mehr subjektiven Bestimmungsfaktoren bei der Lösung Fontanes aus der Mitarbeit am „Magazin“ und der Distanzierung von W. Friedrich liefert der Konflikt zwischen Verleger und gleichaltrigem Herausgeber der Zeitschrift auch die objektive Ursache für die allmähliche Einstellung der Kontakte zwischen Fontane und Friedrich. Obwohl das bisher bekannte Quellenmaterial einen schlüssigen Beweis nicht möglich macht, spricht die Entwicklung des „Magazins“ nach Engels Rücktritt von der Redaktion dafür, daß außer der Nachdrucksklage grundsätzliche programmatische Differenzen mit Friedrich über den weiteren Kurs der Zeitschrift Engels Ausscheiden mitverursacht haben. Engel war ein vielseitiger, hochqualifizierter und gemäßigt modern orientierter Gelehrter, dessen historisch geschulte literarische Wertbegriffe mit den formlosen, ideologischen Programmen und Erstproduktionen der „Jüngstdeutschen“ kollidieren mußten, gerade wegen seiner guten Kenntnisse v. a. der französischen Naturalisten. Er war für Friedrich die unentbehrliche Fachkompetenz und der vertrauenswürdige Regisseur des Blattes, solange dieses entsprechend der erläuterten Anfangsstrategie des Verlages traditionelle und progressive Interessen zum Ausgleich brachte. Je häufiger und nachdrücklicher Friedrich jedoch die jungen deutschen Frühnaturalisten am „Magazin“ beteiligte, um so problematischer wurde die Herausgeberschaft Engels, dessen Rücktritt mit einer spürbaren Öffnung des Verlages zum Naturalismus zusammenfiel. Folgerichtig war sein Nachfolger Franz Hirsch bereits ein Mann der „neuen Richtung“ und mit Hermann Friedrichs trat 1885 – noch vor Bleibtreus radikaler Leitung – ein erklärter Anhänger des Naturalismus an die Spitze des „Magazins“. Damit waren für Fontane die Voraussetzung einer Zusammenarbeit mit Friedrich auch sachlich nicht mehr gegeben. Nach dem Wechsel in der „Magazin“-Leitung fehlte mit E. Engel nicht nur das Moment der Dankbarkeit und Verpflichtung gegenüber der Zeitschrift, die für Fontane so eminent wichtige persönliche Motivation in dieser Geschäftsbeziehung; sondern der Verlag W. Friedrich nahm seit 1884 eine programmatische Entwicklung, die eine Identifikation oder doch wenigstens grundsätzliche Übereinstimmung bei Fontane unmöglich werden ließ. Das Jahr, in

welchem erstmals „flaue“ Fontane-Kritiken und Beiträge wie jene peinliche Eigenwerbung Kretzers im „Magazin“ zu lesen waren, in dem bei Friedrich – um einige zeitgenössisch wirksame Publikationen zu nennen – M. G. Conrads „Todtentanz der Liebe“, H. Heibergs „Apotheker Heinrich“ und Karl Bleibtreus aufsehenerregende Novellenbände „Kraftkuren“ und „Schlechte Gesellschaft“ herauskamen, Hauptmanns „Promethidenloos“ kurze Zeit auf dem Markt war und Arno Holz' „Buch der Zeit“ zu einem Katechismus der Eingeweihten wurde – dieses Jahr 1885 wurde zum Schlüsseljahr des deutschen Naturalismus. Als Fontane seinen letzten erhaltenen Brief an Friedrich schrieb, hatte die Lyrikanthologie „Moderne Dichter-Charaktere“ mit den berühmt gewordenen Einleitungen von Karl Henckell und Hermann Conradi bereits öffentliche Auseinandersetzungen provoziert und die ersten Hefte des von M. G. Conrad gegründeten, Ende 1886 von Friedrich übernommenen naturalistischen Kampf- und Zentralorgans „Die Gesellschaft“ bereits eine Signalwirkung ausgelöst, von der man sich heute nur noch schwerlich eine rechte Vorstellung machen kann. Erst mit diesen Publikationen und nicht schon mit den „Kritischen Waffengängen“ (1882/84) der Brüder Julius und Heinrich Hart entstand in der damaligen jungen Schriftstellergeneration das Bewußtsein der „Bewegung“, begann ihr publizistischer Durchbruch und die Beherrschung des aktuellen literarischen Lebens durch die naturalistische Avantgarde.

Fontanes Reaktion auf diese plötzliche Veränderung der literarischen Szenerie läßt sich nur an verhältnismäßig wenigen Selbstzeugnissen ablesen. Fontane hat vor allem die Lautstärke, die vermeintlich antitraditionelle Grundhaltung, die Formlosigkeit und die kritische Maßstabslosigkeit der frühen Naturalisten irritiert, eine Erfahrung, ohne welche die spätere Wegbereitung der konsequenten Naturalisten durch Fontane schwer denkbar ist. Erst mit Arno Holz und Hauptmann sah er das naturalistische Programm künstlerisch bewältigt und vertrat es dann auch mit seiner ganzen kritischen Autorität. Die Tatsache, daß diese spätere Hinwendung des „verspäteten“ Fontane zu den progressivsten und literaturgeschichtlich entscheidenden Naturalisten wiederum auf der Basis persönlicher Bindungen sich vollzog, könnte eine Spekulation darüber veranlassen, welche noch erheblich bedeutsamere Rolle der Verlag Wilhelm Friedrichs für die deutsche Literaturgeschichte gespielt hätte, wenn er Engel als Mitarbeiter und Fontane als Autor hätte halten und Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ sowie die damit eingeleitete Entwicklung für seinen Verlag hätte gewinnen können. Nach der tatsächlichen Entwicklung jedoch stand Friedrich 1889/90 bereits auf der falschen Seite, als unter dem Protektorat Brahms und Schlenthers und der kritischen Ägide Fontanes der Verein und die Zeitschrift „Freie Bühne“ zum Kristallisationspunkt einer literarischen Wende wurden, die Friedrich zwar publizistisch vorbereitet und eingeleitet hatte, auf die er aber nur noch wenig Einfluß auszuüben vermochte, als sich ihre historische Funktion entfaltete.

Es spricht vieles dafür, daß dieser Verlust der verlegerischen und organi-

satorischen Führungsposition nicht erst durch die Hauptmann-Ablehnung und den Realistenprozeß ausgelöst, sondern schon 1884/85 durch die massive Demonstration frühnaturalistischer Autoren unter Friedrichs Verlagsnamen eingeleitet wurde. Auf die Wirkungen und Konsequenzen dieser Programmverlagerung reagierte nicht nur Fontane mit teils irritierter, teils verärgelter Distanzierung von Friedrich und den von ihm protegierten Jüngstdeutschen. An Ludwig Pietsch schrieb er Ende 1885: „... auch Sie werden vielleicht empfinden, daß neue Menschen um uns her geboren wurden, die zu neuen Göttern und Götzen beten. Ich komme aus diesem Gefühl nicht mehr heraus und bin vereinsamt.“⁷²

Dieses Bewußtsein verlorener Integration in das umgebende literarische Leben korrespondiert mit der dargestellten Erfolgsproblematik des Erzählers Fontane und hat den alternden Dichter offensichtlich nur zweimal, und auch dann nur vorübergehend, verlassen: um 1889/90, als sich eine kritische und ästhetische Kongruenz zwischen dem „alten Herrn“ und den konsequenten Naturalisten abzuzeichnen schien, die jedoch schon 1891 wieder durch eine deutliche Distanz bei Fontane korrigiert wurde; und 1881/82, als Eduard Engel im „Magazin“ den neuen deutschen, den französischen und russischen „Realisten“ ebenbürtigen Erzähler Fontane der Öffentlichkeit vorstellte. Während jedoch die Verbindung zu Brahm und Schlenther zu einer literarhistorisch bedeutsamen Leitlinie der 80er und 90er Jahre sich verdichtete, wurde die früher einsetzende Verbindung zu Engel-Friedrich durch den Herausgeberwechsel beim „Magazin“ schon früh unterbrochen und kam während des „revolutionären“ Kurswechsels des Verlages um 1885 völlig zum Erliegen. Die Kluft schien unüberbrückbar. Wie stark das Problem der „Verspätung“ Fontanes auch ein Problem des Bewußtseins, nicht nur des Generationsunterschiedes und der Ästhetik gewesen ist, zeigt eine Passage desselben Briefes an den von Fontane hochgeschätzten Kunsthistoriker der „Vossischen Zeitung“:

„Mit einer Art Schauer denkt man an die Möglichkeit, daß man rankehaft alt werden und dem Mitleidsobol einer von Pietät und ähnlichen Schnurrpfeifereien emanzipierten Jugend verfallen könnte.“⁷³

Der größte Teil der so apostrophierten „Jugend“ war damals schon Autor des Verlages Wilhelm Friedrich in Leipzig und gehörte zum „Gefolge“ der neuen Tagesgrößen Michael Georg Conrad, Karl Bleibtreu und Konrad Alberti (-Sittenfeld), die nach der Übernahme der „Magazin“-Leitung durch Bleibtreu zu den Regisseuren der „Revolution der Literatur“ und Hauptautoren des Friedrich-Verlages wurden. Mit ihrer sendungsbewußten Sozialromantik, ihrem bornierten Genietum, ihrer rücksichtslosen Bilderstürmerei und überheblichen Vielwisserei polarisierten und schockierten sie damals die kulturelle Epigonenwelt des wilhelminischen Deutschland und provozierten den erbitterten Widerstand selbst prinzipieller Gesinnungsgenossen. Sie verkörperten eine Spielart des zeitgebundenen, radikalen Tendenz- und Gesinnungsliteraten und prägten den modernen Typus des linksbürgerlichen Weltverbesserers in Deutschland. Soweit bisher nachweisbar, hat Fontane von ihren unreifen literarischen Erzeugnissen so gut wie keine Notiz genommen, sie spielen im kritischen und Briefwerk keine Rolle. Diese Tatsache ist deshalb erstaunlich, weil sich

Fontane schon 1881 mit Turgenjew, 1883 ausführlich mit Zola beschäftigt hatte und 1887 die Auseinandersetzung mit Ibsen beginnt. Den deutschen Naturalismus hat er offenbar vor Holz/Schlaf und Hauptmann nicht ernst genommen, mit kaum einem kritischen Wort gewürdigt und sich verärgert und zweifelnd nach seiner ersten Erfahrung mit dieser „Bewegung“ im Verlag W. Friedrichs zurückgezogen:

„Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß ich an dem Überheblichkeitstone des jüngsten Deutschlands, an dem Allesbesserwissen der Schererschen Schule (deren die Sache aufs Philologische hin ansehende Berechtigung mir außerdem noch zweifelhaft ist), daß ich, um meinen höchsten Triumph auszuspielen, an der Karl-Bleibtreuerei der modernen Kritik Anstoß nehme. Zugleich aber leb' ich und sterb' ich in der Überzeugung, daß wir in Brahm-Schlenther die besten Nummern der jungen Schule gehabt haben respektive noch haben.“⁷⁴

Mit dieser Bewertung waren Akzente gesetzt, die Fontanes Lösung aus der Mitarbeit am „Magazin“ und seine Distanzierung von Friedrich und den Hauptautoren seines Verlages mehr als rechtfertigen und literarhistorisch weitsichtiger erscheinen lassen als das konsequente Engagement des „Schach“-Verlegers bei der von Bleibtreu ausgerufenen „Revolution der Literatur“. Es ist unter diesem Aspekt bezeichnend, daß weder Brahm noch Schlenther – als zwei der ganz wenigen Schriftsteller jener Zeit – je eine Zeile für Friedrich oder seine Organe geschrieben haben und 1889/90 bei der „Teilung“ des deutschen Naturalismus die wichtigsten kritischen Antipoden der Autorengruppen um Friedrich unter Conrad, Bleibtreu und Alberti geworden sind. Als 1889 mit dem „Karrenschieber von Grisselsbrunn“ in der „Gesellschaft“ Fontanes letzter Beitrag unter dem Verlagsnamen Wilhelm Friedrichs erschien,⁷⁵ hatte die Literaturgeschichte bereits im Sinne Fontanes entschieden, die zukunftsweisenden literarischen Prozesse gingen von der „Berliner“ naturalistischen Gruppe aus sowie nach dem Zerfall der „Freien Bühne“ vom „Jungen Wien“ unter Hermann Bahr, während die „Münchener“ Naturalisten schon vor ihrem Verkauf durch Friedrich ihre Bedeutung und ihr Publikum verloren. Fontanes Verlagsbeziehungen zu W. Friedrich sind eine Episode für den Dichter geblieben und haben sein Verhältnis zum Naturalismus zumindest vorübergehend nachhaltig sehr negativ beeinflußt. Die bis in die 90er Jahre wiederholt geäußerte Kritik an dem Fontane schon als Kind bekannten Karl Bleibtreu, der „Karl-Bleibtreuerei“, zeigt dies deutlich.⁷⁶ Die Bedeutung dieser kurzen und literarisch wenig ergebnisreichen Verlagsbeziehung liegt jedoch in der „Entdeckung“ des Erzählers Fontane. Es ist üblich geworden, die Fontane-Rezeption mit Brahm, Schlenther und den späten Naturalisten beginnen zu lassen, eingeleitet durch Schlenthers „L'Adultera“-Kritik in der „Tribüne“. Die eigentliche „Entdeckung“ des späten Fontane aber muß man nach dem Fontane-Friedrich-Material dem Herausgeber des „Magazins“ zuschreiben, dessen Kritik desselben Werkes Anfang 1881, einundeinhalb Jahre vor Schlenther, der Öffentlichkeit den neuen deutschen Erzähler Fontane vorgestellt hatte, in einem Organ des jungen Verlegers Wilhelm Friedrich.

Anmerkungen

Familienbriefe 1 und 2: Theodor Fontane, Briefe an seine Familie. Hg. von K. E. O. Fritsch, Berlin 1905, Bd. 1, 2.

Freundesbriefe 1 und 2: Briefe. Zweite Sammlung. Hg. O. Pniower und P. Schlen-ther, Berlin 1909, Bd. 1, 2.

Briefe I: Theodor Fontane. Briefe I. Briefe an den Vater, die Mutter und die Frau. Hg. von K. Schreinert. Zu Ende geführt ... von Ch. Jolles. Berlin 1968.

Briefe II: Dass. Briefe an die Tochter und an die Schwester. Berlin 1969.

Briefe III: Dass. Briefe an Mathilde von Rohr. Berlin 1971.

Briefe IV: Dass. Briefe an Karl und Emilie Zöllner und andere Freunde, Berlin 1971 [hierin Anmerkungen, Register].

Erler 1 und 2: Briefe in zwei Bänden. Hg. G. Erler, Berlin 1968.
(Das Manuskript wurde im Juni 1972 abgeschlossen.)

- 1 Zum Problem der „Verspätung“ Fontanes, auf das an dieser Stelle nicht eingegangen werden kann, vgl. zuletzt v. a. H.-H. Reuter, Die Geschichte einer Verspätung. Theodor Fontanes Weg zum gesellschaftlichen Schriftsteller. In: Sinn und Form, 16. Jg., 1964, H. 5, S. 653/75; vgl. auch das Einleitungskapitel von H.-H. Reuter, Fontane, München 1968, 2 Bde. sowie die Einleitung von H. Nürnberger, Der frühe Fontane. Politik, Poesie, Geschichte 1840 bis 1860, Hamburg 1968.

Zu Fontanes Verhältnis zum Naturalismus vgl. zuletzt v. a. R. Bachmann, Theodor Fontane und die deutschen Naturalisten. Vergleichende Studien zur Zeit- und Kunstkritik, Diss. München 1968. Hingewiesen sei ferner auf die eben erschienene, bisher vollständigste zusammenhängende Publikation der Fontane-Hauptmann-Korespondenz. In: Fontane-Blätter, Bd. 2, H. 6, S. 393/402 (leider ohne jede Angabe über den früheren Abdruck eines Großteils dieser Quellen).

- 2 Die Briefe Fontanes an W. Friedrich wurden im Dezember 1943 durch Kriegseinwirkung in dem von Karl Lamprecht aufgebauten „Institut für Kultur- und Universalgeschichte“ vernichtet, wo sie im Verlagsarchiv Friedrichs (ca. 30 000 Autorenoriginalbriefe) unter Verschluss lagen. Die Briefe des Verlegers an Fontane sind vermutlich bei der Vorbereitung der Freundesbriefe vernichtet worden.

- 3 die Briefe [5], [6], [14], [16], [18], [21]. In die Jubiläumsausgabe wurde von diesen nur [18] aufgenommen (Berlin 1920, Zweite Reihe, Bd. 5, S. 61/62.)

- 4 die Briefe [5], [16], [18].

- 5 der Brief [14].

- 6 der Brief [21].

- 7 Eine Dissertation Walter Hasenclevers über den Verleger und die Zeitschrift „Die Gesellschaft“ wurde 1913 von Prof. Karl Lamprecht in Leipzig abgelehnt. Aus dem heute verlorenen Manuskript des Dichters hat K. H. Salzmann 1941 private Notizen gemacht und nach diesen 1949 im Leipziger Börsenblatt den Beitrag „M. G. Conrad, W. Friedrich und die „Gesellschaft““ zusammengestellt (116. Jg., Nr. 29/30/31, 17. 7./ 23. 7./ 30. 7. 1949, S. 241–42/ 252–53/ 261–62). Siehe jüngst das Unterkapitel „Wilhelm Friedrich“ in: P. de Mendelssohn, S. Fischer und sein Verlag, Frankfurt 1970, S. 59–62 u. ö. Die einzigen Quellenpublikationen: H. Spiero (Hg.), Neue Kunde von Liliencron. Des Dichters Briefe an seinen ersten Verleger, Leipzig 1912; und an W. Hasenclever (Hg.), Dichter und Verleger. Briefe von W. Friedrich an D. von Liliencron, München 1914.

- 8 Friedrich übernahm das 1832 gegründete Blatt am 1. 1. 1879 aus Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung und führte bis E. Engels Herausgeberschaft selbst die Redaktion bis Oktober 1879. Am 1. 4. 1888 ging das Blatt durch Kauf an den Verlag Ehlermann über und erlebte danach bis zu seiner Einstellung 1915 ungewöhnlich häufige Herausgeber- und Verlagswechsel. Vgl. F. Schlawe, Literarische Zeitschriften 1885-1910, Stuttgart 1961, S. 19/21. Fontanes Verhältnis zum „Magazin“ nach dem 1. 4. 1888 wurde hier nicht berücksichtigt.
- 9 Eduard Engel (1851-1938), Verfasser der mehrmals aufgelegten umfangreichen „Geschichte der Deutschen Literatur“, 2 Bde., Leipzig 1906, sowie der als Sekundärquelle wichtigen Memoiren „Menschen und Dinge. Aus einem Leben.“, Leipzig 1929.
- 10 Die am 1. 1. 1885 von M. G. Conrad (1846-1927) begründete und bis 1901 herausgegebene Kampfzeitschrift der deutschen Naturalisten erschien zunächst im Selbstverlag und wurde von Friedrich zum 1. 1. 1887 übernommen. Nach dem Verkauf durch Friedrich 1896 ging das literarhistorisch bedeutsame Blatt unter häufig wechselnden Verlagen und Herausgebern 1902 zugrunde. Vgl. Schlawe, a. a. O., S. 17/19.
- 11 Der nicht unbedeutende wissenschaftliche und zeitkritische Verlag Friedrichs bleibt hier unberücksichtigt.
- 12 an Wilhelm Hertz, 6. 12. 1878, Freundesbriefe 2, S. 397.
- 13 an Emilie Fontane, 15. 6. 1879, Briefe I, S. 93/94.
- 14 an Emilie, 10. 8. 1880, Briefe I, S. 143.
- 15 an Gustav Karpeles, 16. 6. 1881, Freundesbriefe 2, S. 44.
- 16 Fontane-Archiv Potsdam (FAP), Da 400.
- 17 an Emilie, 20. 3. 1880, Briefe I, S. 108/09.
- 18 an Emilie, 31. 3. 1880, Briefe I, S. 110/11.
- 19 an Friedrich Witte, 5. 1. 1880, Erler 2, S. 16.
- 20 an Emilie, 9. 8. 1882, Briefe I, S. 170/71. Laut Anmerkung dieser Ausgabe fand der Jurist Albert von Thiemus (1806-1878) für sein anspruchsvolles Werk „Die Symbolik des Altertums“ (Köln 1868/76) ebensowenige Kritiker wie Leser.
- 21 an Emilie, 14. 8. 1882, Briefe I, S. 176.
- 22 „Wanderungen I“, 2. Auflage, „Drei Linden“, „Graf Petöfy“, „Scherenberg“.
- 23 an Emilie, 23. 8. 1882, Briefe I, S. 182.
- 24 Magazin, 50. Jg., Nr. 7, 12. 2. 1881, S. 97/100. Vgl. Alfred Friedmanns Notiz zur Buchausgabe der Novelle im Magazin, 51. Jg., Nr. 29, 15. 7. 1882, S. 405.
- 25 Engel, Menschen und Dinge, S. 10/11.
- 26 Magazin, a. a. O., S. 97.
- 27 Magazin, a. a. O., S. 98.
- 28 Magazin, a. a. O., S. 99.
- 29 Magazin, a. a. O., S. 100.
- 30 Die in eckigen Klammern chronologisch nummerierten Briefe Fontanes an Friedrich werden im Text nicht mit genauen Quellenangaben versehen, vgl. dazu jeweils hinten. Aus den ungedruckten Briefen [3], [4], [7], [8], [9] und [12] sind einzelne Passagen bereits zitiert in den Anmerkungen zu „Schach von Wuthe-now“ der Ausgabe „Romane und Erzählungen in acht Bänden“ hg. von P. Goldammer, G. Erler, A. Golz und J. Jahn. Berlin 1969, Bd. 3.
- 31 Dabei spielte Fontane die Verleger Friedrich, Hertz und Schottlaender gegeneinander aus und überließ dem meistbietenden schließlich die Rechte. Im Brief

- an Friedrich gibt er eine bereits festehende Vereinbarung mit Hertz vor (vgl. auch an Hertz, 9. 5. 1878, Freundesbriefe 1, S. 386/87), während er Schottlaender noch ein halbes Jahr später anbietet: „L'Adultera ist noch frei [!], Herrn W. Hertz hab ich die Novelle noch nicht angeboten [!] und einen Antrag W. Friedrichs (Verleger des ‚Magazins‘) abgelehnt.“ (an Schottlaender, 31. 8. 1881. FAP, Da 409). Erst im Oktober kommt es endlich zum Vertragsschluß, wozu es im Tagebuch heißt: „Schottlaender's in Breslau machten wegen L'Adultera Contract mit mir und bewilligten mit etwas besseren Bedingungen als W. Hertz.“ (Tagebuch, Sommer und Herbst 1881). Mit den besseren Bedingungen war v. a. die Gewährung des rückfallenden Verfügungsrechts über die Novelle an Autor nach fünf Jahren gemeint; vgl. die späteren Ausführungen dazu.
- 32 Magazin, 50. Jg., Nr. 24, 11. 6. 1881, S. 357/60.
- 33 Magazin, 50. Jg., Nr. 27, 2. 7. 1881, S. 411. Fontane kam bei der Turgenjew-Lektüre noch einmal auf das „Horn von Wanza“ zurück und vergleicht es in einem Brief an Emilie vom 26. 6. 1881 (Briefe I, S. 158) mit Turgenjews „Rauch“: „Es wirkt alles nur aufregend, verdrießlich, abspannend. Die schönen Kapitel im ‚Horn von Wanza‘ sind ein wahrhaftes Evangelium daneben.“ – Zu Fontanes unter dem Pseudonym „Adolf Hermes“ erschienenen Rezension von Raabes „Fabian und Sebastian“ (Magazin, 51. Jg., Nr. 25, 17. 6. 1882, S. 339/40) sowie die zugehörige Tagebuch-Notiz vom 28. 12. 1882 („Ganz Raabe; glänzend und geschmacklos, tief und öde.“) vgl. Kurt Schreinert, Theodor Fontane über Wilhelm Raabe. In: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft 1962, S. 182 ff. Neudrucke in: Nymphenburger Fontane-Ausgabe, Bd. 21/1, S. 272/74 und Hanser-Fontane-Ausgabe, Bd. III/1, S. 532/34. Raabe hat sich für die Magazin-Notiz in einem nicht erhaltenen Brief bei Fontane bedankt (vgl. an Emilie, 8. 7. 1881, Briefe I, S. 163).
- 34 Magazin, 51. Jg., Nr. 8, 18. 2. 1882, S. 97/98. Vgl. Tagebuch am 18. 2. 1882 und Brief an Friedmann vom 19. 2. 1882 (Briefe an seine Freunde. Letzte Auslese. Berlin 1943, Bd. 2, S. 352).
- 35 Magazin, 51. Jg., Nr. 21, 20. 5. 1882, S. 283/84. Diese Kritik liegt in keiner neueren Ausgabe vor.
- 36 vgl. Tagebuch am 1. 4., 23. 4., 29. 4., 13. 5. und 18. 5. 1882.
- 37 Carmen Sylva war der Künstlernahe der Prinzessin Elisabeth Otilie Luise zu Wied-Neuwied (1843–1916), als Königin Elisabeth Frau des rumänischen Hohenzollernkönigs Carl I. Der Verlag dieses Werkes führte zur Ernennung Friedrichs zum „Kgl. Rumänischen Hofbuchhändler“.
- 38 vgl. Tagebuch am 12. 5. und 13. 5. 1882.
- 39 an Mathilde von Rohr, 6. 6. 1881 und 25. 8. 1881, Briefe III, S. 202 und 204.
- 40 Die ersten Hinweise auf den „Schach“-Stoff finden sich bereits Anfang der 60er Jahre. In der Aufbau-Ausgabe (Romane und Erzählungen in acht Bänden, Berlin 1969, Bd. 3, S. 599) wird eine Inhaltsskizze mit der Überschrift „(Fräulein von C... yn). Nach Mitteilungen von Frl. v. R. [ohr].“ wieder abgedruckt, die einem schon von E. Berend auf 1862 datierten Notizbuch Fontanes entstammt (Zur Entstehungsgeschichte von Th. Fontanes „Schach von Wuthenow“. In: Jahresberichte des Willibald-Alexis-Bundes 1928, Berlin 1929, S. 47/48; vgl. auch Berends Hinweis auf den Tagebuch-Eintrag am 5. 1. 1882, a. a. O., S. 49). In Briefe III, S. 8, ist ein Brief an M. v. Rohr abgedruckt, worin Fontane um die Vermittlung eines Gesprächs mit der ihr bekannten, damals etwa 75-jährigen Victoire von Crayn bat, dem Modell der Novellen-Victoire von Carayon. Laut Ch. Jolles' Anmerkung wurde dieser Brief von Friedrich Fontane mit Fragezeichen auf den 18. 2. 1860 datiert und wäre damit der früheste An-

- haltspunkt für den „Schach“-Stoff. – Der nächste eindeutige Hinweis findet sich in einem Brief an M. v. Rohr vom 18. 12. 1872 (Briefe III, S. 137), während der von P. P. Sagave (S. 173, vgl. Anm. 58) auf diese Novelle bezogene Brief vom 3. 1. 1869 an dieselbe Empfängerin nicht eindeutig auf den „Schach“ zutrifft. Nach Vollendung des ersten Romans „Vor dem Sturm“ im April 1878 begann Fontane sich intensiver mit dem Stoff zu befassen, er bat M. v. Rohr um ihre entsprechenden Aufzeichnungen (15. 5. 1878, Briefe III, S. 184) und trieb sorgfältige Quellenstudien (an M. v. Rohr, 11. 8. 1878, Briefe III, S. 185/86; an Emilie, 13. 8. 1878, Familienbriefe 1, S. 268; an Hermann Kletke, 5. 10. 1878, Briefe an H. Kletke, hg. von Helmuth Nürnberger, München 1969, S. 57). Mit dem ersten Entwurf begann Fontane im Juni 1879, nach Abbruch der Arbeit am zweiten Roman „Allerlei Glück“ und dem Vorabdruck der „Grete Minde“, und stellte ihn während des Wernigeroder Sommeraufenthaltes (Juli/September 1879) fertig, etwa gleichzeitig mit dem „Ellernklipp“-Entwurf und noch vor der ersten Niederschrift von „L'Adultera“ (an M. v. Rohr, 3. 6. 1879, Briefe III, S. 190; an Emilie, 16. 6., 27. 6. und 28. 6. 1879, Briefe I, S. 96, 103, 105). – Die Ausarbeitung zog sich trotz mehrfacher Ansätze (v. a. Sommer 1881) dann bis April 1882 hin, da Fontane zunächst „Ellernklipp“, „L'Adultera“ und „Spreeland“ abschloß sowie mit „Graf Petöfy“, „Stine“ und „Scherenberg“ begann. Im August 1882 führte er die letzten Korrekturen durch, als der Vorabdruck bereits zu erscheinen begonnen hatte (an Emilie, 11. 8. 1882, Briefe I, S. 172).
- 41 an Gustav Karpeles, 14. 3. 1880, Freundesbriefe 2, S. 3 und Erler 2, S. 21/22.
- 42 vgl. an E. Hallberger, 19. 11. 1878, Erler 1, S. 460 und G. Karpeles, 30. 6. 1879, Freundesbriefe 1, S. 416. Am 31. 1. 1882 wird „Schach“ auch Julius Grosser („Nord und Süd“) angeboten (Erler 2, S. 56).
- 43 später bei Hertz: „Scherenberg“ (1885), „Fünf Schlösser“ (1889), „Gedichte“ (1889, 3. Auflage), „Quitt“ (1891), „Unwiederbringlich“ (1892), „Wanderungen I“ (1883, 4. Auflage; 1892, 5. Auflage; 1896, 6. Auflage).
- 46 an E. Engel, 4. 11. 1882 (FAP, Ca 1013): „Den unterschriebenen Contract tragen
- 45 a. a. O., S. 76.
- 46 an E. Engel, 4. 11. 1882 (FAP, Ca 1013): „Den unterschriebenen Contract tragen schon meine ‚Ellenden nach Leipzig‘. Möge die Verbindung nicht in irgend einem Schloß Eger ein jähes Ende finden.“
- 47 vgl. dagegen das Tagebuch, wonach dies erst am 6. 11. 1882 geschah.
- 48 Tagebuch am 9. 11. 1882.
- 49 Tagebuch am 22. 11. 1882 sowie das Wirtschaftsbuch Emilie Fontanes. Die zweite Honorarrate über ebenfalls 500,- Mark wurde im Mai 1883 ausgezahlt, vgl. Wirtschaftsbuch und [17].
- 50 Die laut [11] geplante Preissenkung hat in dieser Form nicht stattgefunden. Der Band wurde schon in Voranzeigen mit 5 Mark broschiert und 6 Mark gebunden ausgewiesen, entsprechend in allen Anzeigen bis Mai 1883. Erst nach Zahlung der zweiten Honorarrate senkte Friedrich den Preis für die gebundene Ausgabe auf gleichfalls 5 Mark (vgl. z. B. Magazin, 52. Jg., Nr. 25, 23. 6. 1883, S. 366). Damit trifft die Randnotiz der Potsdamer Briefabschrift (vermutlich Friedrich Fontanes Hand) zumindest für den „Schach“ nicht zu; aber auch für andere Werke des Verlages hat sich für eine solche Praxis kein Anhaltspunkt ergeben.
- 51 Vossische Zeitung, Nr. 46, 12. 11. 1882, Sonntagsbeilage. Jürgen Kolbes Quellenangabe (Hanser-Fontane-Ausgabe III/1, S. 910) ist falsch: am 4. 1. 1885 erschien in der VZ nicht Fontanes Kritik der „Geschichte der französischen Litteratur“.

- ratur“, sondern der „Psychologie der französischen Litteratur“ E. Engels. Neudruck des ersteren: Hanser-Fontane-Ausgabe III/1, S. 520/27.
- 52 Magazin, 51. Jg., Nr. 52, 23. 12. 1882, S. 720/22, zusammen mit Hermann Helbergs Roman „Ausgetobt“ (Leipzig: Friedrich 1883).
- 53 a. a. O., S. 722.
- 54 a. a. O., S. 721.
- 55 an M. v. Rohr, 3. 1. 1883, Briefe III, S. 207.
- 56 an M. v. Rohr, 22. 11. 1882, Briefe III, S. 206.
- 57 an M. v. Rohr, 3. 1. 1883, Briefe III, S. 207/08.
- 58 Vgl. außer Joachim Schobbeß, Literatur von und über Theodor Fontane, 2. bedeutend vermehrte Auflage, Potsdam 1965, S. 114/15 die folgenden Arbeiten: Edward Elmendorf, The historical novel and Prussian history: a Study of Theodor Fontane's „Vor dem Sturm“ and „Schach von Wuthenow“, Yale Univ. BA essay, 1961; W. Müller-Seidel, Der Fall des Schach von Wuthenow. In: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit, Potsdam 1966, S. 53/66; P.-P. Sague, Schach von Wuthenow. Dichtung und Wirklichkeit, Berlin 1966; H. R. Vaget, Schach in Wuthenow. „Psychographie“ und „Spiegelung“ im 14. Kapitel von Fontanes „Schach von Wuthenow“. In: Monatshefte (Madison) 61, 1969, p. 1/14; B. v. Wiese, Theodor Fontane: Schach von Wuthenow. In: Ders., Die deutsche Novelle von Goethe bis Kafka, Bd. 2, Düsseldorf 1962, S. 236/60; P. Wru ck, Preußentum und Nationalschicksal bei Theodor Fontane. Zur Bedeutung von Traditionsbewußtsein und Zeitgeschichtsverständnis für Fontanes Erzählung „Vor dem Sturm“ und „Schach von Wuthenow“, Berlin (masch. Diss.) 1967.
- 59 Leipzig: W. Friedrich 1884 (Gesammelte Schriften, Bd. 3).
- 60 FAP, Da 473.
- 61 Magazin, 52. Jg., Nr. 40/41/42/43, 6. 10./13. 10./20. 10./27. 10. 1883, S. 568-71/579-84/595-98/611-15. Laut [20] erhielt Fontane für diesen Aufsatz 50 Mark Honorar. - Dieser Alexis-Aufsatz Fontanes wurde in keiner der neueren Werkausgaben wieder abgedruckt. Die Hanser-Fontane-Ausgabe enthält ebenso wie die Nymphenburger-Fontane-Ausgabe (Bd. 21/1, S. 154/213) nur den zehn Jahre älteren ersten größeren Alexis-Aufsatz Fontanes, der in Julius Rodenbergs „Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft“ (Bd. X, 1872, S. 420-30/603-14/752-68) erschienen war, wobei in der ersteren Ausgabe nicht einmal auf den Magazin-Beitrag hingewiesen wird (III/1, S. 407/62), während der Apparat für die letztere Ausgabe immer noch aussteht.
- 62 Magazin, 52. Jg., Nr. 14, 7. 4. 1883, S. 199/200. In keiner der neueren Werkausgaben abgedruckt.
- 63 Magazin, 54. Jg., Nr. 23, 20. 6. 1885, S. 389/92. In keiner der neueren Werkausgaben abgedruckt.
- 64 „Frauenlob“ besprach Karl Bleibtreu (Nr. 15, 11. 4. 1885, S. 236/37) und den „Apotheker Heinrich“ Gustav Bossart (Nr. 19, 9. 5. 1885, S. 299/301). Der Heiberg-Roman wurde von Fontane jedoch ausführlich anderenorts besprochen (vgl. Nymphenburger-Fontane-Ausgabe, Bd. 21/1, S. 335/39).
- 65 „Graf Petöfy“ von Konrad Telmann (Nr. 11, 14. 3. 1885, S. 171/72) und „Scherenberg“ von F. Simonson (Nr. 21, 23. 5. 1885, S. 333/34).
- 66 Magazin, 54. Jg., Nr. 43, 24. 10. 1885, S. 669/71, Zitat S. 670.
- 67 Sein Nachfolger Dr. Franz Hirsch war vorher Schriftführer des „Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes“ und nur bis Februar 1885 im Amt. Ihm

folgte Hermann Friedrichs und im April 1886 Bleibtreu, der das Blatt bis zum Verkauf im Frühjahr 1888 leitete.

- 68 Menschen und Dinge, a. a. O., S. 255/57.
- 69 a. a. O., S. 256.
- 70 vgl. a. a. O., S. 16/21.
- 71 vgl. an Emilie, 17. 6. 1884, Briefe I, S. 267, und an Friedrich Fontane, 11. 12. 1885, Familienbriefe 2, S. 142/43.
- 72 an L. Pietsch, 23. 12. 1885, Freundesbriefe 2, S. 104 und Erler 2, S. 142/43.
- 73 a. a. O.
- 74 an Friedrich Stephany, 16. 4. 1886, Freundesbriefe 2, S. 111.
- 75 Gesellschaft, 5. Jg., 4. Quartal, S. 1691/94. Später in: Von vor und nach der Reise. Plaudereien und kleine Geschichten, Berlin 1894.
- 76 K. Schreinert veröffentlichte 1960 erstmals den einzigen bisher bekannt gewordenen Brief Fontanes an Karl Bleibtreu vom 4. 8. 1880 (Allerlei Ungedrucktes über und von Theodor Fontane. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft IV, 1960, S. 377/90, der Brief auf S. 385/86), der für die ersten 80er Jahre auf eine nähere Bekanntschaft und Wertschätzung schließen läßt (Anrede: „Sehr geehrter Herr und Freund“!). Dem entspricht, daß Fontane das zweite der epischen Frühwerke Bleibtreus, den Byron-Roman „Der Traum aus dem Leben eines Dichterlords“ (1880) in der Vossischen Zeitung rezensierte (am 9. 1. 1881; vgl. hierzu H.-H. Reuter, Fontane, München 1968, Zweites Buch, Zwölftes Kapitel, Anm. 89, S. 958). Erst mit Bleibtreus radikaler Hinwendung zum Naturalismus, die aus den ersten Werken nicht erkennbar ist, muß die wachsende Entfremdung eingetreten sein, die wahrscheinlich mit Fontanes Distanzierung von W. Friedrichs Verlag 1884/85 zusammenfällt. An Georg Friedlaender schreibt er am 9. 6. 1885 von Bleibtreus ersten Schlachtenschilderungen als von „frechen Schmierereien“ (Briefe an Georg Friedlaender, hg. von K. Schreinert, Heidelberg 1954, S. 10) und die damals aufsehenerregende Kampfschrift „Die Revolution der Literatur“ (Leipzig: W. Friedrich 1886¹, 1886², 1887³) wird Fontane endgültig von Bleibtreu getrennt haben, auch wenn er sich zu diesem Werk nicht geäußert hat. Mit dieser polemischen Abrechnung mit der Literatur seiner Zeit erwies sich Bleibtreu als einer der rücksichtslosesten und undiszipliniertesten, zugleich subjektivsten Kritiker der „Jüngstdeutschen“, an deren Spitze er sich neben M. G. Conrad und Conrad Alberti etablieren konnte. Als dieser wurde er für Fontane mehr und mehr zum negativen Grundtypus der Früh-naturalisten, so daß er Anfang 1889 bereits von „einer Sorte Karl Bleibtreu“ sprechen konnte (an Karl Zöllner, 19. 1. 1889, Briefe IV, S. 103), worin erneut Fontanes persönliche Orientierung an der „Berliner“ Gruppe deutlich wird. Daß Fontane jedoch selbst zu Zeiten seiner weitgehendsten Annäherung an den Naturalismus zwischen 1889 und 1891 eine kritische Distanz wahrte, gerade auch zu den von ihm so nachhaltig geförderten Vertretern und Mitgliedern der „Freien Bühne“, zeigen eine ganze Reihe von Briefen aus diesen Jahren, z. B.: an Karl Zöllner, a. a. O.; an Guido Weiß, 14. 8. 1889, Freundesbriefe 2, S. 207 und Erler 2, S. 233/35; an Raphael Loewenfeld, 12. 10. 1889, Erler 2, S. 247; an Paul Heyse, 5. 12. 1890, Briefwechsel von Theodor Fontane und Paul Heyse, hg. von Erich Petzet, Berlin 1929, S. 208/09; an Mete Fontane, 4. 4. 1891, Briefe II, S. 177; an Otto Brahm, 4. 4. 1891, Erler 2, S. 287; an W. Hertz, 15. 4. 1891, Freundesbriefe 2, S. 288/89; an Moritz Lazarus, 1. 7. 1891, Freundesbriefe 2, S. 268.

II

Theodor Fontane
Briefe an Wilhelm Friedrich

[1]

Sehr geehrter Herr!

Empfangen Sie meinen ergebensten Dank für die Nummern des „Magazins“, die mir Ihre Güte zugehen liess.

Wegen der „Adultera“ hatte ich den Tag vor Eintreffen Ihrer freundl. Zeilen mit W. Hertz hierselbst gesprochen. Er empfindet, wie ich selbst, dass der Titel als Buchtitel zu schreiig ist, und so sind wir überein gekommen, die „Adultera“ mit einer andern Novelle zusammen, unter einem erst zu bestimmenden, bescheidneren Titel erscheinen zu lassen.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 384, ungedruckt.]

[2]

Auf meiner gestern zur Post gegebenen Karte, hab ich verabsäumt Ihnen für Carmen Sylva's „Jehova“ zu danken. Ich thu es nun. Es scheint sehr schön und ganz eigenartig (ich habe nur so hineingekuckt) und verdiente gewiss eine liebevoll eingehende Besprechung. Leider steck ich so in andern Arbeiten, dass ich keine Zeit dazu finde. Vielleicht im Sommer, im Harz, wenn die Stimmung dazu da ist.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. F.

(Fontane-Archiv: Da 438, ungedruckt)

[Ort und Datum sind in der Abschrift nachgetragen.]

[3]

Sehr geehrter Herr!

Wie Sie angenommen, war mir der Empfang Ihrer gef. Zuschrift vom gestrigen Tage eine Freude. Nur, bei aller Vorliebe für Kürze, find' ich den Kontrakt etwas zu lapidar abgefasst. Danach würd ich die Novelle für 1000 Mark ein für allemal aus der Hand geben, und das kann ich nicht.

Ich proponiere den Druck von 1250 oder 1500 Exemplaren und hätte nur, namentlich wenn fünfzehnhundert Exemplare von Ihnen beliebt werden sollten, den lebhaften Wunsch, dieselben als eine 1. und 2. Auflage vor dem Publikum erscheinen zu sehn. An eine solche Festmachung über die Zahl der zunächst zu druckenden Exemplare würde sich dann, wenn meine Wünsche gelten sollen, eine Bestimmung hinsichtlich einer wirklichen 2. Auflage zu knüpfen haben. Ich bin zu alt und aller Ungeschäftlichkeit unerachtet auch zu erfahren, um mich über alle solche Dinge grossen Illusionen hinzugeben, aber, „man kann's nicht wissen“, sagte eine alte Judenfrau, die ein kleines Kreuz heimlich auf der Brust trug, und „man kann's nicht wissen“ sag auch ich.

Und schließlich ist mir noch ein dritter Punkt von Wichtigkeit: Rückfall des Verfügungsrechtes an mich nach Ablauf von 5 Jahren. Schottländer hat mir in einem über L'Adultera abgeschlossenen Kontrakt dies bewilligt. Lassen Sie mich übrigens gleich an dieser Stelle hinzusetzen, dass es mir sehr erwünscht sein würde, nach Ablauf solcher 5 jährigen Frist darüber hinwegsehen und in der Verbindung mit

einer hochachtbaren und zugleich meinen Wünschen einigermaßen freundlich entgegenkommenden Firma verharren zu können. Nur ein bestimmtes Mass von Freiheit muss ich behalten. Ich habe zu sehr darunter gelitten, mich in vergangenen Jahrzehnten aus der Hand gegeben zu haben.

In vorzüglicher Ergebenheit,
hochgeehrter Herr
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 448, ungedruckt.]

[4]

Berlin, 4. Novb. 82.
Potsd. Str. 134. c.

Sehr geehrter Herr!

Es freut mich sehr, die Sache so schnell und nach meinen Wünschen arrangiert zu sehn. Dass die Bestimmungen über eine zweite Auflage (über die 1500 hinaus) der Zukunft vorbehalten bleiben, ist mir wenig ängstlich und nur der einschränkende Passus „in seine gesammten Werke aufnehmen zu können“ bedrückt mich ein wenig. Ihre Güte lässt mir gewiss noch eine Zeile zugehn, in der Sie das Beengende des angezogenen Passus beseitigen. Es wäre doch immerhin möglich, dass es zu Herausgabe „meiner gesammten Werke“ so sehr ich eine solche für die Zukunft wünsche, nie käme, welches Nicht-Ereigniss mich alsdann, dem strikten Wortlaute des Contraktes nach, um das Verfügungsrecht nach 5 Jahren bringen würde. Die Thüre zur Freiheit stünde dann zwar auf, aber die Hände wären mir gefesselt. Bitte, zerstreuen Sie diese kleine Wolke.

Anbei das Manuskript. Sehr lieb wär es mir, wenn ich die Revisions-Bogen nicht einzeln, sondern etwa 3 oder 4 zu gleicher Zeit erhielte. Da ich die Arbeit, vor drei Monaten erst, aufs genaueste durchgesehen habe (im Druck hab ich noch keine Zeile davon gelesen) so scheint es mir nicht sehr wahrscheinlich, dass ich noch viel zu ändern finden werde. Möglich aber wäre es doch, dass mir eine Stelle total missfiel, für welchen Fall ich schon heute um Erlaubnis bitte, auch auf dem Revisionsbogen noch ändern zu können.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

Wegen eines neuen Titels mache ich Ihnen morgen verschiedene Vorschläge, trotzdem ich den gegenwärtigen für den natürlichen und deshalb besten halte.
Th. F.

[Fontane-Archiv: Da 450, ungedruckt.]

[5]

Berlin, 5. Novb. 82.
Potsd. Str. 134. c.

Sehr geehrter Herr!

Die Titelfrage hat mich seit gestern beschäftigt. Der beste ist und bleibt der, den ich der Novelle von Anfang an gegeben habe. Die jetzt vorherrschende Mode statt Name oder Ort eine Sachbezeichnung eintreten und dadurch den Inhalt errathen zu lassen, find' ich nicht glücklich. Aber ich unterwerfe mich und stelle folgende zur Auswahl:

1806 Vor Jena Et dissipatis sund Gezählt, gewogen und hinweggetan Vor dem Niedergang (Fall, Sturz). Als zweiter Titel würde immer folgen: Erzählung aus den Tagen des Regiments Gendarms.

1806 ist gut. Dass es an Reilstabs 1812 erinnert, ist kein Unglück. „Vor Jena“ wäre noch besser. Ich glaube jedoch, dass ein Hesekielscher Roman diesen Titel bereits führt. „Gezählt, gewogen und hinweggetan“ ist auch gut, aber etwas zu lang,

etwas zu feierlich und etwas zu anmasslich. Namentlich dies Element der Anmasslichkeit, nicht der persönlichen sondern der Zeitanmasslichkeit, möcht ich vor allem vermeiden. Denn schliesslich war die Zeit lange nicht so schlecht wie sie gemacht wird, und die ganze Geschichte läuft auf darauf hinaus, dass die Landwehrrüpel und die dummen Jungen, die lieber Held spielen als Regeln lernen wollten, mehr Glück gehabt und hinterher auch noch die Geschichtsschreibung besorgt haben, wobei sie dann natürlich nicht zu kurz gekommen sind. Stünd ich anders zu dieser Frage, so könnt' ich leicht etwas von „falscher Ehre“ etc. in dem Titel zum Besten geben, aber zu solcher Bravade kann ich mich nicht verstehen.

Ich freue mich, dass das Buch doch noch zum Weihnachtsfeste da sein soll. Mir mit „Erfolgen“ zu schmeicheln, hab ich längst verlernt, aber andererseits weiss ich doch auch, dass ich ein kleines Publikum habe, das fest zu mir hält und nun seit Jahren daran gewöhnt ist, in der Woche vor Weihnachten drei oder vier Mark an seinen „vaterländischen Schriftsteller“ zu setzen. Haben mir die betr. Geschäftsleute nichts vorgelogen, so zählt das Publikum doch immer nach hunderten. Mögen mich die Thatsachen schliesslich nicht Lügen strafen!

„Gezählt, gewogen und hinweggetan“ ist doch wohl am Besten. Im Falle Sie derselben Meinung sind, würd' ich in das vorletzte Kapitel (Brief Bülow's an Sander) diese Worte aufnehmen und dadurch den Titel eigens noch rechtfertigen.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 451. Briefe an die Freunde 2, S. 78-79; P.-P. Sagave, Schach von Wuthenow, Dichtung u. Wirklichkeit, Frankfurt (Main) 1966, S. 178-179; Briefe in zwei Bänden 2, S. 87/89.]

[6]

/8. Nov. 1882./

Besten Dank für das Cirkular, das Ihre Güte mir hat zugehn lassen. Es ist mir sehr angenehm, dass Sie's bei dem alten Titel haben bewenden lassen, von allem andren abgesehn, wird auch Verwirrung dadurch vermieden. Uebrigens war mir nachträglich, gleich nach Absendung meines letzten Briefes, noch etwas relativ Gutes eingefallen: „Vanitas Vanitatum“.

Hochachtungsvoll
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 452. Briefe an die Freunde 2, S. 79.]

[7]

Berlin 9. Novb. 82.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Zugleich mit diesen Zeilen geb ich Bogen I und 2 zur Post. Es ist mir sehr angenehm, dass es so rasch geht, wenn schon denn schon. Auch das Format etc. sagt mir sehr zu, bei dieser Verteilung des Stoffs kommen doch ungefähr 250 Seiten heraus. Und das ist genug.

Wie halten wir's nun mit einer letzten Revision?

Kann ich mich auf den Herrn Korrektor ganz und gar verlassen oder nimmt Ihre Freundlichkeit die Bogen noch mal unter Sicht, so ist es mir ganz recht, wenn ich sie nicht wiedersehe. Steht es aber anders, so bitt ich sehr darum, sie mir noch einmal zugehen zu lassen.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 454, ungedruckt.]

[8]

Berlin 12. Novb. 82.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Besten Dank für Brief und Karte. Bin mit allem einverstanden und der Schmerz von Leihbibliothek und Publikum wird nicht gross sein, statt 30 Bogen 16 Bogen zu erhalten. Namentlich leuchtet mir auch das ein, dass in der Hast des geschäftlichen Lebens — eine Hast, die sich in der Weihnachtszeit noch verdoppelt — nach 3 mal 24 Stunden schon die Details einer solchen Anzeige vergessen sind. Und so denn en avant.

Verzeihen Sie die Eil; aber es ist höchste Zeit, wenn Brief und Korrekturbogen noch mitsollen. Eine gef. Ueberblick über die letzteren (nach der Korrektur) erlaub ich mir Ihnen nochmals ans Herz zu legen.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 455, ungedruckt.]

[9]

Berlin 17. Novb. 82.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Gleichzeitig mit diesen Zeilen geb ich die letzten 3 ½ Korrekturbogen samt Inhaltsverzeichnis (und zwar unter Adresse der Druckerei) zur Post. Morgen früh wird alles in rechten Händen sein. Schneller, wie schon gestern ausgesprochen, liess es sich nicht tun.

Bitte lassen Sie Ihr Auge noch über die Korrektur hingleiten, namentlich auch die des letzten halben Bogens.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 456, ungedruckt.]

[10]

Berlin 20 Novb. 82.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Am Dienstag oder Mittwoch werden nun also Exemplare da sein. Ich bin im Unklaren darüber (was auch nichts schadet und keinen Augenblick von mir beklagt wird) wie Sie's mit der Versendung an einzelne Firmen hier (z. B. Gsellius) und namentlich mit der Versendung an die Redaktionen halten wollen, wenn letztere ueberhaupt noch in sagen wir nächster Woche stattfinden soll. Ich bemerke deshalb nur zweierlei so ganz ins Allgemeine hinein:

1. dass der Hauptabsatz meiner Bücher zur Weihnachtszeit so viel ich weiss immer bei Gsellius stattgefunden hat, so vorwiegend, dass das andre (für Berlin) daneben verschwindet. Vielleicht können Sie aus dieser Notiz doch Nutzen ziehen.

2. würd' es sich vielleicht empfehlen, wenn ich einige der für Redaktionen bestimmten Exemplare mit einem kleinen Briefe begleitete, so z. B. für: Gegenwart, Nord und Süd, Rodenberg'sche Rundschau, Westermann, Ueber Land und Meer, Vom Fels zum Meer, Kreuz-Ztg., Voss. Ztg., Nat. Ztg., Berl. Tageblatt, Deutsches Tageblatt, Tägliche Rundschau, Tribüne etc.

Sind diese Mitteilungen verfrüht, so schadet es nichts, besser als wie verspätet.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 1093, ungedruckt.]

[11] Berlin 22. Novb. 82.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Das Paket und 500 Mark à Conto meines Honorars sind glücklich hier eingetroffen; besten Dank für Beides. Ich habe mittlerweile telegraphisch um weitere 10 Exemplare gebeten, womit ich, selbst nach Erledigung verschiedener Redaktionen und bei denselben beglaubigter Kritiker, auszukommen hoffe. Was noch, von Leipzig aus, zu erledigen bleibt, notir' ich auf einem besondern Bogen.

Alles wäre nun also gut im Gange, und nur in Ausfindigmachung des richtigen Zeitpunktes für Uebergang aus dem hohen Preis in den niedren scheint mir noch eine Schwierigkeit zu liegen. Schieben Sie den Zeitpunkt so weit hinaus, dass sich in plausibler Weise von inzwischen, „veränderten Verhältnissen“ sprechen lässt, so müssen auch viele P r i v a tpersonen den hohen Preis bezahlen, von dem nebenherlaufenden nicht unwichtigen Umstände ganz abgesehen, dass viele, wegen dieses hohen Preises, lieber gar keinen bezahlen d. h. also das Buch ungekauft lassen werden. Lassen Sie besagten Zeitpunkt aber rasch eintreten, sagen wir in 14 Tagen, so erscheint mir der Ausbruch einer Doppel-Erneute unvermeidlich. Und zwar werden an dieser Auflehnung nicht blos die Leihbibliotheken und die bis dahin am tapfersten vorgegangenen Sortimentler, sondern auch diejenigen im Publikum teilnehmen, die im 1. Dezember sagen wir fünf Mark bei Gsellius zahlen mussten und am 11. in Erfahrung bringen, dass eine ihnen befreundete Familie, am Tage vorher nur drei Mark oder 2 1/2 Mark für dasselbe Buch an selber Stelle gezahlt habe.

So stellt sich mir die Sache dar; ich wünsche von Herzen, dass Sie durch diese Scylla und Charybdis gut hindurchsteuern.

Die Bogen, die ich beilege, sprechen für sich selbst. Ihnen und mir, für jetzt und weiter, alles Gute wünschend,

in vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 1094, ungedruckt.]

[12] Berlin 23. Novb. 82.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Besten Dank für die weitren zehn Exemplare, die mir sehr a propos kamen. Es ist nun so ziemlich alles unterwegs, was noch fehlt, ist von keiner grossen Bedeutung. Ueber 16 Exemplare von 26 hab ich Rechenschaft zu geben, sie erfolgt auf dem zweiten Blatt.

Für mich persönlich bitt ich noch um abermals 10 Exemplare, mit denen ich – selbst den Weihnachtstisch mit eingerechnet – unzweifelhaft auskomme. Ihre Güte wird der Sendung eine kleine Note beilegen und ich werde sie umgehend berichtigen; ich bitte eigens darum; Geschäft ist Geschäft.

In einem eben empfangenen Briefe heisst es: „Schicken Sie (ich) doch ein Exemplar an Dr. Ziel; die ‚Gartenlaube‘ hat von jetzt an einen Theil für grössere Besprechungen reserviert.“ Sie werden am besten wissen, wie's damit steht.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

Exemplare, die von mir verschickt wurden.

- 1. Voss. Ztng. (Lessing, Stephany, Kletke) 3.
- 2. Kreuz-Ztg. (Dr. Heffter, Adami, L. Heseke) 3.

3. Schles. u. Magdeb. Ztg. (v. Koschkull, Dr. Jensch)	2.
4. Deutsche Rundschau (Paetel, Dr. Rödenburg)	2.
5. Nord u. Süd (Schottländer, J. Grosser)	2.
6. Ueber Land u. Meer (Dr. Zoller)	1.
7. Emdener u. Ostfries. Ztng. (Dr. Sundermann)	1.
8. „Bär“ (Emil Dominik)	1.
9. Johanniterblatt (Geh. R. Herrlich)	1.
10. Augs. Allg. Ztng. (W. Lübke)	1.
11. Gegenwart (Theophil Zolling)	1.

18.

Dies sind 18; einige davon (Paetel, Schottländer) sind aber anfechtbar, und so wird es wohl das Beste sein, wir lassen es gerade aufgehen und nehmen die 18 als 16. Die Rechnung ist nicht leicht zu machen, da auch unter den an Freunde verteilten Exemplaren wieder solche sind, die sich als Rezensions-Exemplare ansehen lassen.

Die Liste, nach der nun schliesslich verfahren ist, weicht an ein paar Stellen von der gestern mitgeteilten ab. Es fehlen die Namen: Osc. Blumenthal, O. Brahm und P. Schlenther, als drei sehr gescheite, fixe Kerle, aber mir doch schliesslich zu jung, um ihnen gegenüber den Liebenswürdigen zu spielen. Und so hab ich denn die schon geschriebenen Briefe wieder zerrissen. Schlenther wird wohl ohnehin das für die „Tribüne“ bestimmte Exemplar zur Besprechung erhalten. Nur an Dr. Osc. Blumenthal möcht ich Sie noch gebeten haben, ein Exemplar zu schicken, aber am besten ohne persönliche Adresse, sondern blos: An die Redaktion d. Berliner Tageblatts. Wie hat sich denn Gsellius gestellt? Vielleicht hab ich ihn überschätzt. Th. F.

Redaktionen an die noch (von Leipzig aus) zu schicken bleibt.

1. an die National-Ztg.
2. an die Kölnische Ztg.
3. an die Hamburg. Nachr.
4. an Hamburg. Corresp.
5. an Rostocker Ztg.
6. an Stettiner Ztg.
7. an Danziger Ztg.
8. an Königsberger Hartungsche Ztg.
9. an die Posener Ztg.
10. an die Augsb. Allg. Ztg.
11. an Schwäb. Merkur.
12. an Frankf. Ztg.
13. an Elsass.-Lothr. Ztg.
14. an Fränk. Kurier.
15. an Halleschen Kurier (Schwetschke) (heißt jetzt, glaub ich anders.)
16. an Westermannsche Monatshefte.
17. an Speemanns' „Von Fels zum Meer.“
18. an die Nordd. Allg. Ztng. (Berlin.)
19. an die „Tribüne“ (Berlin.)

20. an Bodenstedts „Tägliche Rundschau“. (Berlin.)

21. an das „Deutsche Tageblatt.“ (Berlin.)

An die freiconservative „Post“ (hier in Berlin) bitt ich kein Exemplar zu schicken. Bei früherer Gelegenheit zu quatsch gegen mich gewesen!

In Betreff der sächsischen bez. Leipziger Blätter wissen Sie besser Bescheid als ich. Nur das „Daheim“ ist mir persönlich wichtig.

Th. Fontane.

Verschiedene Zeitungen tauchen zweimal auf, namentlich die wichtigsten. Das hängt so zusammen, dass s. B. die Augsb. Allgem. Ztg. nur dann eine Kritik von einem ihrer Berichterstatter aufnimmt, wenn auch ihr (der Zeitg.) ein bes. Exemplar zugegangen ist.

Exemplare, die durch mich ausgegeben wurden, respektive noch auszugeben sind.

1. an Direktor Lessing (Vossin) 1.
2. an Friedrich Stephany (Vossin) 1.
3. an Dr. H. Kletke (Sonntagsblatt d. Vossin) 1.
4. an Dr. W. Heffter (Red. d. +Ztg.) 1.
5. an Hofrath Adami (Red. d. „Zuschauers“) 1.
6. an Ludovica Hesekei (Referentin d. +Ztg.) 1.
7. an Prof. W. Lübke (Augs. Allg. Ztg.) 1.
8. an Dr. Julius Rodenberg (Rundschau) 1.
9. an Gebrüder Paetel (Rundschau) 1.
10. an Emil Dominik („Bär“) 1.
11. an Dr. Th. Zolling (Gegenwart) 1.
12. an Julius Grosser (Nord u. Süd) 1.
13. an Dr. Paul Schlenther (Tribüne) 1.
14. an Dr. Otto Brahm (verschied. Blätter) 1.
15. an Dr. Oscar Blumenthal (Tageblatt) 1.
16. an Friedr. Sundermann (Ostfriesische Blätter) 1.
17. an Hallberger (Ueber Land und Meer) 1.
18. an Dr. W. Jensch (Magdeb. Ztg.) 1.
19. an v. Koschkull (Schles. Ztg.) 1.
20. an Schottländer (versch. schles. Blätter) 1.

(Verbleiben für mich persönlich nur sechs Exemplare von 26, die aber vorläufig ausreichen werden.)

Von diesen umstehend verzeichneten 20 Exemplaren entfallen je 3 auf die Vossin und auf die Kreuz-Ztg.; dies liess sich aber nicht umgehn; beide muss ich cajolieren, denn beide (wiewohl politisch ganz entgegengesetzt) umfassen mein aller-eigentlichstes Publikum, die Kreuzzeitungs-Leute halten wegen meiner Kriegsbücher, märkischen Wanderungen etc. grosse Stücke von mir, die Leser der Vossin wegen meiner Theater-Berichterstattung und sonstiger mannigfacher geübter Kritik. Ein paar Namen werden Ihnen auffallen; es sind das aber gerade die wichtigsten, so z. B. Emil Dominik und Fr. Sundermann, beide stehen ganz decidirt zu mir, besonders der erstre, in dem für Berlin sehr wichtigen „Bär“.

[Fontane-Archiv: Da 1097, ungedruckt.]

[13] Besten Dank für die Bücher. Den Betrag geb ich gleichzeitig zur Post. Mich Ihnen empfehend, Ihr hochachtungsvoll ergebenster Th. Fontane.
Berlin, 26. Nov. 8.,

[Fontane-Archiv: 1097, Kt. ungedruckt.]

Hochgeehrter Herr.

Ergebensten Dank für Ihre freundl. Zeilen vom gestrigen Tage. Hoffentlich glückt es mit Gsellius. So weit meine Kenntnis in diesen Dingen reicht, macht er alljährlich das Weihnachts-Hauptgeschäft, neben dem – soweit der direkte Berliner Verkauf in Betracht kommt – alle andern Sortimenten verschwinden. Alle Berliner, auch die Reichen und Vornehmen, sind aus der alten, armen Zeit her, „kleine Leute“, die mit lächerlicher Geflissentlichkeit einem kleinen Vortheil von 2 1/2 oder 5 Sgr. nachgehen. Es kann auch noch weniger sein. Und so drängt denn wie ‚in Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren‘ in der Weihnachtszeit alles zu Gsellius, von dem es heisst, dass er alles um eine Mark oder halbe Mark billiger verkaufe als andre Leute. Von Mittag an ist sein Verkaufslokal gestopft voll, und man muss eine Viertelstunde warten. D. h. i c h nicht, ich zahle lieber fünf Sgr. mehr und hab es gleich.

Die Neigung solche „Bilder aus Berlin“ oder einen „illustrierten Führer durch Berlin“ etc. etc. zu publiciren, liegt seit einigen Jahren in der Luft. Vor etwa 5 Jahren machte mir Herr Schloemp, ich glaube in Leipzig, ein derartiges Anerbieten und seitdem drei, vier andre. Darunter auch eine grosse süddeutsche Firma, ich glaube Bruckmann, doch bin ich meiner Sache nicht ganz sicher, weil ich mit Br. über mehrere Gegenstände von sehr verwandter Art: Mark, Hohenzollern etc. correspondiert habe. Nur soviel ist gewiss, es ist Mode-Thema, das jeden, der derartiges vorhat, bei mir anfragen lässt: „That's the man“, denkt jeder. Aber ich werde dergleichen nie schreiben, oder sag ich lieber mit mehr Vorsicht und Bescheidenheit: höchst unwahrscheinlicherweise! Es ist mir einfach zu langweilig, und da ich mich bei meiner Produktion immer nur durch meinen Geschmack und meine Lust habe bestimmen lassen, so werd ich mich nicht leicht in Schloss, Thiergarten oder Museum literarisch verirren. Eine alte, von Niemandem gekannte Dorfkirche zu beschreiben, macht mir noch jetzt einen kleinen Spass, 1000 mal Beschriebenes oder zum 1001ten Mal dem Publikum vorführen, widersteht mir.

Gestatten Sie mir noch etwas hinzuzusetzen. Ich weiss ganz bestimmt, dass dergleichen viele Male versucht worden ist, und nie ist es zu Stande gekommen. Das muss einen Grund haben, da es gewiss an glänzenden Anerbietungen nicht gefehlt hat, wenigstens wurde mir eine gemacht, die (Namen und Details hab ich vergessen) sehr glänzend war. Ja, es hat einen Grund, und dieser Grund ist der, dass die wenigen, die's können, nicht Lust haben, an eine mühsame und literarisch wenig erbauliche Sache ihre Zeit und Kraft zu setzen, und dass andererseits die vielen, die's für viel Geld wohl machen möchten, weder den dazu nötigen Namen noch am allerwenigsten das dazu nötige Talent besitzen. Ich bin hiervon so stark durchdrungen, dass ich mir das zudringliche Wort erlauben möchte: „geben Sie's auf!“ Lindau würd' es können, ebenso Rodenberg (Deutsche Rundschau) und W. Lübke in Stuttgart, – aber ich glaube nicht, dass sich wer von diesen Dreien dazu versteht. Lindau würd' ein Vermögen fordern, ebenso Hopfen, und beide würden sehr lange mit dem M. S. warten lassen. Rodenberg und Lübke wären beide zuverlässig, würden aber dergleichen, wenn sie's schrieben, immer zu Nutz und Frommen der mit ihnen liirten Firmen schreiben. Also Paetel und Ebner und Seubert.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane

[Fontane-Archiv: Da 458. Briefe an die Freunde 2, S. 80/82.]

Hochgeehrter Herr.

Besten Dank für Ihre gefl. Zuschrift vom 2. d. M. Leider hab ich nichts derart! Es war mir interessant zu hören, dass Max Ring jetzt etwas Berlinisches schreibt. Die Niedersachsen haben ein Sprichwort: „wenn man dem Glücksrade nur beharrlich nachläuft, fällt einem schliesslich wenigstens eine Speiche zu.“ M. Ring ist solche Speiche. Faute de mieux kann man ihn sich gefallen lassen. Er deckt gerade das Bedürfnis, und mehr ist heutzutage nicht nötig.

Ich habe wegen des „Schach“ noch ein Wort vergessen, und dies nachzuholen, deshalb schreib ich. Existieren gebundene Exemplare? und wenn sie existieren, sind einige davon versandt worden? Ich nehme vorläufig an, sie existieren nicht, und knüpfe daran die Frage bez. den Vorschlag, ob Sie nicht etwa 100 Exemplare so rasch wie möglich binden lassen und an Gsellius, Weber und Spaeth (letzte Handlung, Königstr. 52, wird mir als gsellius-ebenbürtig gerühmt) je nach Verlangen schicken wollen? Pardon, wenn ich mich in solche Dinge, die mich nichts angehn und in Betreff deren ich wenig weiss, einmische; Sie werden aber keine Zudringlichkeit darin erkennen und mir glauben, dass ich nicht blos mir und dem Buche, sondern auch Ihnen von Nutzen zu sein wünsche. Meine Geschäftskenntnis ist null, aber meine Berliner Lokalkenntnis ist nicht null, und aus dieser Lokalkenntnis heraus glaub ich ganz äusserlich, ohne jedes fachmässige Eingeweihtsein zu wissen, dass allweihnachtlich (wie ich Ihnen glaub ich vor 3 Wochen schon schrieb) eine bestimmte Zahl von Menschen bei Gsellius, und vielleicht auch bei Spaeth (aber da weiss ich es nicht) vorspricht, die mit Vergnügen, ja mit einer Art Erwartung davor, ein Buch von mir zu kaufen wünscht. Mein Publikum ist nicht gross, aber das, das ich überhaupt habe, hält in grosser Treue zu mir. Diese Getreuen zahlen aber gern 1 Mark mehr für ein gebundenes Exemplar, da ein ungebundenes eigentlich gar kein Weihnachtsgeschenk ist, oder doch nur ein halbes. Dies wollt' ich Ihnen gern geschrieben haben. Unerlässlich aber, wenn Sie darauf eingehn, erscheint mir eine vorgängige Anfrage bei den betr. Firmen, sonst sitzen Sie vielleicht mit 100 gebundenen Exemplaren da, und kein Mensch will sie haben.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 1098, ungedruckt.]

Berlin 19. Januar 83.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Als ich vor drei, vier Tagen schrieb, verfolgte ich nur den Zweck, erstens überhaupt ein Lebenszeichen und zweitens Ausweis über den Verbleib bez. die Wirkung der Rezensions-Exemplare zu geben. Ich danke bestens für Ihre freundlichen Zeilen, bitte jedoch – wenn Sie nicht etwas besonders Schönes von Kritikern haben, was ich übrigens stark bezweifle – von jedem Austausch dieser Nichtigkeiten Abstand nehmen zu wollen. Entweder sind es nur Notizen oder längere Redensarten, die in ihrem Lob wie Tadel gleichmässig blechern auftreten. Das Lob in der Regel noch dümmer als der Tadel. Die gesammte deutsche Presse verfolgt mir wie andern gegenüber, beständig den Zweck, einen bestimmten Schriftsteller an eine bestimmte Stelle festnageln zu wollen. Es ist das das Bequemste. Mein Metier besteht darin, bis in alle Ewigkeit hinein, „märkische Wanderungen“ zu schreiben. Alles andre wird nur gnädig mit in den Kauf genommen. Auch bei Schach tritt das wieder hervor, und so lobt man die Kapitel: Sala Tarone, Tem-

pelhof und Wuthenow. In Wahrheit liegt es so: von Sala Tarone hab ich als Tertianer nie mehr als das Schild über dem Laden gesehn. In der Tempelhofer Kirche bin ich nie gewesen und Schloss Wuthenow existiert überhaupt nicht, hat überhaupt nie existiert. Das hindert aber die Leute nicht zu versichern: „ich hätte ein besonderes Talent für das Gegenständliche“, während doch alles, bis auf den letzten Strohalm, von mir erfunden ist, nur gerade das nicht, was die Welt als Erfindung nimmt: die Geschichte selbst.

Wie immer Ihr Th. Fontane

[Fontane-Archiv: Da 464, Briefe an die Freunde 2, S. 83/84; Briefe an die Freunde 2, S. 93/94; P.-P. Sagave, a. a. O., S. 179/80.]

[17]

Berlin 10. Mai 83.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Empfangen Sie meinen besten Dank für die Zusendung von 500 Mark, die gestern und heut hier eintrafen. Zugleich lassen Sie mich bei dieser Gelegenheit den Wunsch aussprechen, dass die Resultate hinsichtlich Schach's nicht allzusehr hinter Ihren Erwartungen zurückgeblieben sein mögen.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 1101, ungedruckt.]

[18]

Berlin 13. Juli 83.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Empfangen Sie meinen ergebensten Dank für Ihre geehrte Zuschrift vom gestrigen Tage.

Schon seit dem 30. v. M. bin ich wieder aus dem Harz, in dem ich, nach des Winters qualvoller Länge, regelmässig eine Sommer vorkur durchzumachen pflege, nach hier zurückgekehrt und stehe jetzt auf dem Sprunge nach Norderney. Dass man sich in seinem vermögungslosen Zustand und bei dem Jammerertrage seiner Feder einen solchen Luxus immer noch gönnen kann, ist eigentlich ein Mirakel. Und das führt mich zu dem Ausdruck meines lebhaftesten Bedauerns über den abermaligen Misserfolg meiner Anstrengungen, den ich nun, durch Ihre Zahlenangaben, schwarz auf weiss habe. Wer von uns Beiden der Beklagenswerthere dabei ist, ist schwer zu sagen. Ich möchte aber leider beinah sagen dürfen, i c h. Sie sind jung und was Ihnen A. heute nicht leistet, leistet Ihnen B. morgen; aber am Ende eines Lebens auf eine 40jährige vergebliche Zappelei zurückzublicken, ist ein schlechtes Vergnügen. Tausendmal hab' ich mir gelobt, gleichgültig dagegen zu sein (au fond ist es gleichgültig) aber wenn einen dann die Zahl 510 anstartt, 510 auf 60 Millionen Deutsche, die über die Welt hin wohnen, so kriegt man ein Zittern und das Herz sinkt einem, um nicht einen drastischeren Ausdruck zu wählen.

Wenn Ihr Weg, hochgeehrter Herr, Sie nach Thale führt, empfehl' ich Ihnen Hotel Hubertusbäd, es ist schattiger und ruhiger als das im Uebrigen auch sehr gute Hotel Zehnpfund. Ich beklage um solche Reisebegegnung mit Ihnen gekommen zu sein, von der man in der Regel mehr hat (oft auch selbst geschäftlich im unbefangenen Durchsprechen und Anbahnen von allerhand Fragen und Unternehmungen) als von officiell geschäftlichen Begegnungen, wo jeder auf dem Qui vive ist. Ihnen frohe Reisetage wünschend, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

[Fontane-Archiv: Da 476, ungedruckt.]

[Briefe an die Freunde 2, S. 84/85; (als einziger Brief an Friedrich auch in der Jubiläumsausgabe, Berlin 1920, Zweite Reihe, Bd. 5, S. 61/62; Briefe in zwei Bänden 2, S. 113/14.)

[Fontane-Archiv Da 466.]

[19]

Berlin 6. Sept. 82.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Ihre Güte hat mir zwei neue Sachen Ihres Verlages zugehen lassen. Geschichte der Italienischen und Geschichte der Deutschen Literatur. Die Bücher zu besprechen oder ihrer auch nur in einer Notiz zu erwähnen, ist mir unmöglich; zu erstrem habe ich keine Zeit, zu dem andren keine Gelegenheit. Ich bin ein alter Herr, dem das Arbeiten schwer wird und der wenn er alljährlich eine Novelle, zwei Essays und seine 20 oder 30 Theaterkritiken schreiben soll, über seine Kraft hinaus beschäftigt ist. Ich kann mich deshalb auf Bücherbesprechungen nur in allerpressantesten Fällen einlassen. Ein solch allerpressantester Fall ist Engel's Geschichte der englischen Literatur. Mit andern Worten nur wo freundschaftlich persönliche Beziehungen vorliegen, kann ich mich zu Buch-Kritik verstehen. Es liegt nicht an meinem guten Willen, es liegt an meinem schlechten Nervenzustand, der mir kleine Gefälligkeiten derart verbietet. Zu 4 oder vielleicht auch 10zeiligen Notizen, die weiter nichts sagen würden als „das und das ist da; geht hin und kauft es“ würd' ich mich aus einem natürlichen Hange gefällig zu sein gern verstehen, wenn meine Zeitungsstellung mir ohne Weiteres ein Recht darauf gäbe. Ich würde dann am Schluss jeder dritten oder vierten Woche einen Tag für solche kleinen Liebesdienste festsetzen, was einem schliesslich auch weniger Arbeit macht als das ewige briefliche Ablehnen, ich habe aber, von der Theaterkritik abgesehen, bei der Voss.-Ztg. auch nicht Anspruch auf eine Zeile Raum zu erheben und muss mir diese Zeile Raum in jedem Einzelfall erst erbitten. Das geht aber nicht, schon deshalb nicht weil man der Redaktion dadurch lästig fällt. So wollen Sie denn gütigst verzeihn.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 1102, ungedruckt.]

[20]

Berlin 4. Novb. 83.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Besten Dank für die mir gütigst übersandten 50 Mark (W. Alexis). Mit der Bitte die etwa verspätete Bestätigung des Empfangs verzeihn zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

Ist es nicht an der Zeit, das Abonnement auf d. „Magazin“ zu erneuern? Ich vergesse immer den Termin.

[Fontane-Archiv: Da 1104, ungedruckt.]

[21]

Berlin 26. April 84.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Empfangen Sie meinen ergebensten Dank für Ihre gef. Zuschrift vom 15. d. M. und die beiden Heibergschen Bücher. Wenigstens eins davon wollte ich gelesen haben, bevor ich Ihnen antwortete. Das ist nun geschehn: eben habe ich die Lktüre der „Goldenen Schlange“ beendet.

Ich soll darüber schreiben. Seien Sie mir nicht böse, wenn ich es ablehne; der Grund dafür liegt alles in allem mehr in einer Schätzung des Herrn Verf., als in Bedenken gegen denselben. Wäre die „goldene Schlange“ ein Durchschnittsbuch, rund und nett und weiter nichts, so hätte ich 30 freundliche Zeilen darüber geschrieben, nur um Ihnen zu Willen zu sein, im Uebrigen aber tief durchdrungen von der Gleichgültigkeit eines solchen Dutzendlobes. Dass ich nun aber nicht schreiben kann, das hängt gerade mit den Meriten des Buches zusammen, die nur wiederum nicht so gross sind, dass ich, hingerissen davon, der Rücksichten auf mich selbst vergessen könnte. Kritisch stehe ich dem Buche gegenüber, bemerkenswerth Schönes im Ganzen und im Einzelnen deutlich erkennend, aber doch auch von so vielen Zweifeln und Bedenken bedrängt, dass ich nur unter beständigen Abwägungen darüber schreiben könnte. Meine Kritik würde Charakter und Ausdehnung eines Essays annehmen, womit weder Ihnen noch dem Herrn Verf. muthmasslich ein Gefallen geschähe. Läg' es aber auch anders, so würd' ich meinerseits nicht 14 Tage Zeit (wahrscheinlich viel länger, weil ich den ganzen Heiberg erst durchlesen müsste) daran setzen können. Nicht können und auch nicht wollen. Denn wer setzt 14 Tage Zeit an mich? Seit 20 Jahren muss ich mir das Gequatsch beliebiger Penny-a-liner's in den Zeitungen gefallen lassen, die 10 Zeilen über mich zum Besten geben, Zeilen deren Lob noch wertloser ist als ihr Tadel, während ich allem möglichen jungen Volk die Stiefel putze, damit sie sich blank und propre in der literar. Welt herumzieren können. Mit 64 Jahren hab' ich's nun endlich satt. Und wo wollen Sie mich gütigst entschuldigen.

Nur hier noch ein paar Worte über das Buch. Ich finde es sehr talentvoll, (das Schwächste sind die beständig falschen poetischen Bilder) im Ganzen gut, voll und wahr gegriffen, scharf in der Beobachtung von Menschen und Dingen, gedanken- und erfahrungsreich, flott erzählt in einem natürlichen und doch alle Platteiten vermeidenden Stil, unterhaltlich und in seiner Tendenz richtig. Dabei (was mir bis über die Hälfte hinaus nicht der Fall zu sein schien) sehr fein componiert. Also ein ganzer Hümpel von Lob. Und ich könnte damit noch fortfahren. Dennoch bin ich der Sache nicht froh geworden, was nicht in der pessimistischen Anschauung des Verfassers, sondern in aesthetischen Unkorrektheiten liegt, in Unkorrektheiten, die etwas andres sind als Fehler. In dieser Beziehung hat mich seine Schreibweise ganz ausserordentlich an die Zola'sche erinnert, die mich (darin Heiberg weit überlegen) durch die Farbensattheit und Fülle der Bilder hinreisst, die aber auch kein genaues Eingehn erträgt. Erfolgt das, so sieht man lauter Schiefheiten und Verrenkungen und ernüchert sich. Es ist alles nur wirksam auf grosse Distancen hin, mit deren Hülfe die Unzulänglichkeiten Ihren Schleier finden. Aehnlich bei Heiberg.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 475, Briefe an die Freunde 2, S. 89/90.]

[22]

Berlin 29. April 84.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Es kommt mir nun sehr komisch und beinahe ridikul vor, Sie mit meinen naiv ausführlichen Auseinandersetzungen beschwert zu haben und werde ich mir die Poena dafür auferlegen, die gewünschten 30 Zeilen zu schreiben und an die Vossin einzuschicken.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 476, ungedruckt.]

[23] Berlin 6. Mai 84.
Potsd. Str. 134. c.
Hochgeehrter Herr.

Die Vossin bringt heute schon - ganz ohne mein Zuthun - eine Besprechung der „goldn. Schlange“ von einem mir Unbekannten, sie wird weder Ihnen noch dem Verf. voll genügen, ist aber doch immerhin was.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 477, ungedruckt.]

[24] Krumhübel 3. Aug. 84.
Sehr geehrter Herr.

Empfangen Sie meinen ergebensten Dank für Ihre gef. Zuschrift vom 29. v. M. Ich habe von den zwischen uns stattgehabten Beziehungen nur die freundlichsten und angenehmsten Eindrücke empfangen und kann nur wünschen dieselben erneuert zu sehn. Andererseits habe ich aber auch nicht das Kleinste auf Lager, das ich Ihnen präsentieren könnte, da das Wenige, was ich seit meinem „Schach“ geschrieben habe, schon weggegeben ist und zu Weihnachten erscheinen soll: eine Novelle (Graf Petöfy) bei F. W. Steffens in Dresden, eine Biographie Scherenbergs bei W. Hertz. Habe ich wieder etwas, so werde ich nicht unterlassen mich bei Ihnen zu melden, wenn nicht irgendwer - wie beispielsweise Hertz bei den märkischen Sachen - die Vorhand hat.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 1105, ungedruckt.]

[25] Berlin 16. Novb. 84.
Potsd. Str. 134. c.
Hochgeehrter Herr.

Ihre Güte hat mir K. Bleibtreu's neustes Buch zugehn lassen. Darf ich es an die Redaktion der Vossin schicken oder wollen Sie anderweitig darüber bestimmen? Ich selbst - aus Gründen, mit denen ich Sie nicht zum wer weiss wie vielsten Male behelligen will - bespreche ich keine Bücher mehr, wenn ich nicht nach Lage der Sache durchaus muss. Und dieser Fall ist Gott sei Dank selten. Pardon für dies abermalige Ablehnen, wozu mich die Verhältnisse zwingen. Es würde durchaus meinen Wünschen entsprechen, speziell Ihnen gegenüber mich dienstgefälliger erweisen zu können.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 1106, ungedruckt.]

[26] Berlin 1. Dezbr. 84.
Potsd. Str. 134. c.
Hochgeehrter Herr.

Empfangen Sie meinen ergebensten Dank für Ihre freundl. Zeilen vom 30. v. M. Ich freue mich der Aussicht, Sie Mitte des Monats begrüßen zu dürfen. Wenn ich auch nichts auf Lager habe, so lässt sich doch manches besprechen, auch Dinge, die jenseits des Geschäftlichen liegen.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 483, ungedruckt.]

[27]

Berlin 16. März 85.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Eine grosse Freude war mir Conrad Telmann's Besprechung meines Romans in der letzten Nummer des Magazins. Ich spreche nach drei Seiten hin meinen Dank dafür aus und bitte den Löwenanteil an den freundlichen Haupt-Attentäter in Mentone bei sich darbietender Gelegenheit gelangen zu lassen.

Ende des Monats bin ich mit einer für Kroener („Gartenlaube“) bestimmten Arbeit fertig und werde dann nicht säumen über Heiberg und Amyntor einige freundliche Worte zu sagen. Ich nehme vorweg an, dass mir's nicht schwer werden wird.

Herr Süssenguth sprach vorgestern bei mir vor, traf mich aber nicht, so dass ich über seine Mission noch im Ungewissen bin.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 1108, ungedruckt.]

[28]

Berlin 19. März 85.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Ergebensten Dank für Ihre gef. Zuschrift vom 17. d. M. Es liegen mir ein paar Bücher vor, worüber zu schreiben ich nicht ablehnen konnte, darunter „Wanderungen aus Schwaben“ von Wilh. Lübke. Sobald es meine Zeit zulässt, schreibe ich darüber 1 oder 2 Spalten und erlaube mir, Ihnen dieselben für das „Magazin“ zuzusenden.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 1109, ungedruckt.]

[29]

Berlin 17. April 85.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Es lag mir fern, mit meiner kleinen Briefnotiz die Sache für erledigt anzusehn; ich hatte vor ein Kritikchen über H. zu schreiben und nun – wo mir das Buch so gut gefallen hat – wird es wohl eine Kritik werden. Noch vor Schluss des Monats schreibe ich sie. Nur eines möchte ich noch bemerken dürfen: eine Kritik ist kein Lobpsalm und ich werde neben die lebhafteste Zustimmung auch Fragen und Zweifel stellen. Erscheint Ihnen dieses nun unpraktisch und unvorteilhaft – ein Standpunkt den ich vollständig gelten lasse – so bitte ich um einen freundlichen Wink, ich schreibe dann bloß 20 Zeilen und hebe nur kurz alles Treffliche hervor. Bleibt dieser Wink aus (ich möchte Ihnen gern einen Brief ersparen) so nehme ich an, dass Sie mit einer ernsteren Behandlung einverstanden sind.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

[Fontane-Archiv: Da 1111, ungedruckt.]

Kurt Müller (Beeskow)

Ein Stadtarchivar auf Theodor Fontanes Spuren in der Stadt Beeskow

In zwei seiner Werke berichtet Theodor Fontane über die Stadt Beeskow. Im Kapitel „Cossenblatt“ seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ vernehmen wir, daß er 1862 auf der Fahrt von Fürstenwalde nach Kossenblatt in Beeskow übernachtete, am nächsten Tag die „bischöfliche Burg“ und die Kirche besichtigte. In seinem Buch „Von Zwanzig bis Dreißig“ erzählt Fontane von Jean Pierre Barthelemy Rouanet, dem Großvater seiner Frau Emilie, der einstmals um 1800 in Beeskow als Senator und Stadtkämmerer tätig war.

Wir verfolgen Fontanes Spuren in der Stadt und fragen kritisch: Was ist Wahrheit — was ist Dichtung? Im Kapitel „Cossenblatt“ lesen wir auf Seite 434:¹

„Gegen Mitternacht war ich in dem Städtchen Beeskow und schlief in einem alten Haus, dessen Hinterwand von einem Stück Stadtmauer gebildet wurde. Zugleich erfuhr ich en passant, daß dieses Haus ein Ursulinerinnen-Kloster sei und dann und wann von nicht Ruhe habenden Äbtissinnen und Nonnen besucht werde. Auch der übliche ‚unterirdische Gang‘ wurde mir nicht erlassen.“

Wir sind erstaunt! Ein Kloster, sogar ein Nonnenkloster, in der Stadt? Ja, aber die Straße, an der das Haus liegt, führt doch heute noch den Namen „Kloster-Straße“! Also doch ein Kloster? Versuchen wir, die Wahrheit festzustellen.

Die vielen Urkunden des Beeskower Stadtarchivs berichten nichts darüber. Auch Urkunden des ehemaligen Klosters Neuzelle schweigen darüber.² Diese wissen wohl von einer Verbindung zwischen der Stadt Beeskow und dem Kloster Neuzelle, nichts aber von einem Kloster. Als Papst Clemens VI. von Frankreich aus 1350 über einige märkische Städte (u. a. Frankfurt) und einige Klöster (u. a. Neuzelle) das Interdikt aussprach, weil sich diese dem Papst nicht gefügt hatten, wurde das Interdikt auch auf die Pfarrer (= Kirchen) in Fürstenberg und Beeskow ausgedehnt. Von einem Kloster vernehmen wir nichts. — Der Beeskower Bürgermeister Gotthilf Treuer im 17. Jahrhundert weiß in seinen „Annales Beescowiensis“ auch nichts von einem Kloster.³ — Auch in den chronikalischen Notizen des Bürgers Thormann⁴ um die Mitte des 19. Jahrhunderts findet sich darüber nichts.

Es war also ein Gerücht, das in der Stadt umging. Wie mag es zu diesem Gerücht gekommen sein? Man kann nur Vermutungen aussprechen. Die eine Ursache mag die Bauart des Hauses sein: Findlinge im Unterbau, dicke Mauern, tiefe Keller weisen auf das späte Mittelalter hin. Der Name „Kloster-Straße“ findet sich erst recht spät. Im Magistratsbericht 1714 ist dieser Name unter den Straßennamen nicht aufgeführt.⁵ Im ältesten Stadtplan 1721 ist wohl die Straße zu erkennen, auch das Haus

ist deutlich erkennbar, doch fehlt der Straßename.⁶ Erst 1837 taucht der Name auf, als bei der Eintragung in das Hypothekenbuch die Straßen neue Namen bekamen.⁷ Zu vermuten, urkundlich jedoch nicht nachweisbar, ist, daß dieses Haus eine Herberge für die Mönche war, die von Neuzelle zum Kloster Dobrilugk wanderten — oder umgekehrt.

Es war also ein Gerücht, das in Beeskow umlief und auch zu Ohren Fontanes kam. Vielleicht durch die 82jährige Küsterfrau, die Fontane durch die Kirche führte, denn von dieser berichtet er, „daß Großes und Kleines, Andacht und Stadtklatsch gleichen Tones über ihre Lippen flossen“. — Dieses Gerücht von einem Kloster besteht heute noch, ist zu einem Glauben geworden, der sehr schwer zu erschüttern ist. Dabei bezieht sich dieser und jener auf das, was Fontane berichtet hat. Liest man nun genauer und kennt man Fontanes Vorliebe, solche Gerüchte zu erzählen, so wird man feststellen können, daß es auch für ihn ein Gerücht war, denn er benutzt bei der Erzählung den Konjunktiv „sei“. Und aus dem, was wir über die „keine Ruhe habenden Äbtissinnen und Nonnen“ lesen, merkt man doch ein verhaltenes Schmunzeln unseres Erzählers. Das gilt auch, mehr noch, von dem „üblichen unterirdischen Gang“. Fontane hatte also auch in anderen Orten vom Vorhandensein solchen romantischen Ganges gehört. Auch dieser Glaube, der sich heute nicht nur auf diesen einen Gang beschränkt, ist bei alten Einwohnern fest verankert. Auch hier verweisen manche auf den Bericht Fontanes. Lokalpatriotismus!

Wenn Fontane hier nur ein Gerücht innerhalb der Bürgerschaft wiedergibt, so müssen wir im folgenden ihm offenbare Irrtümer nachweisen. Es handelt sich um das, was Fontane über den Großvater seiner Frau, Jean Pierre Barthelemy *Rouanet* erzählt, den ein seltsames Schicksal von Südfrankreich nach Beeskow verschlug und der hier mehr als fünfzig Jahre als Senator, später als Kämmerer amtierte. Fontanes Tochter Martha (Mete), die 1899 den Architekten Karl Emil Fritsch heiratete, gab 1904 die Lebenserinnerungen ihres Urgroßvaters Rouanet unter dem Titel „Von Toulouse bis Beeskow“ im Verlag Friedrich Fontane, Berlin, heraus.⁸ — Akten des Beeskower Stadtarchivs geben weitere Nachrichten über diesen Stadtkämmerer.

So lassen sich, wenn wir Fontanes Spuren in Beeskow verfolgen und die Nachrichten über Rouanet überprüfen, Irrtümer feststellen, welche Fontane unterlaufen sind. Schon im Vorwort des genannten Buches von Martha Fritsch macht diese darauf aufmerksam: „Übrigens hat schon mein Vater Theodor Fontane in seinem Werk ‚Von Zwanzig bis Dreißig‘ des ‚alten Rouanet‘, als des Großvaters seiner Frau, gedacht und ein kurzes Lebensbild von ihm gegeben. Doch ist dieses Bild wohl nur auf Grund mündlicher Überlieferung entworfen worden und enthält manche Einzelheiten, die durch die eigenen Angaben Rouanets nicht bestätigt werden.“ Versuchen wir, diese Einzelheiten festzustellen.

Was Fontane in „Von Zwanzig bis Dreißig“ kurz über den Lebensweg Rouanets sagt, sein Konflikt mit dem Elternhaus, die mehrmalige Flucht aus dem Elternhaus, seine Soldatenzeit bei der preußischen Garde in

Potsdam, nachdem er in Neufchâtel preußischen Werbern in die Hände gefallen war, sein Amtsantritt, all das entspricht den Tatsachen. Dann aber lesen wir auf Seite 349:

„Die Stattlichkeit seiner Erscheinung (Rouanet maß 1,90 m), seine feine Bildung, er hatte protestantische Theologie studiert, woher auch seine Konflikte mit der Familie herrührten [vom Verfasser hervorgehoben], und nicht zum wenigsten das ausgezeichnete Französisch, das er sprach, machten den König (Friedrich II.) ihm zugeneigt.“

Hier irrte Fontane sehr! Rouanet gehörte bis zu seinem Lebensende der katholischen Konfession an. Hierzu einige Beweise.⁹ Der schwere Konflikt Rouanets mit dem Elternhaus hatte zwar konfessionelle Ursachen. Der Sitte der Zeit gemäß sollte der jüngste Sohn Pierre katholischer Geistlicher werden. Dagegen wehrte er sich mit allen Mitteln! Von einem Übertritt zum Protestantismus ist keine Rede.

Als Rouanet nach Verhandlungen in Beeskow, mit dem Vorsatz, die Stelle wegen des niedrigen Gehaltes abzulehnen, nach Potsdam zurückkehrte, sagte ihm sein Gönner, der General Rhodich: „Auch die Beeskower Herren wollen Sie nicht haben, weil Sie *katholisch* und der deutschen Sprache nicht genügend mächtig sind“. Bei einer Magistrats-sitzung kam es beinahe zu Handgreiflichkeiten, als ihn ein Magistratsmitglied wegen seiner katholischen Konfession hänselte. Als sich Rouanet um die erledigte Rendantenstelle der hiesigen evangelischen Kirchengemeinde bewarb, widersetzte sich der Superintendent seiner Bewerbung, „weil ich katholischer Konfession sei und dies bei der evangelischen Gemeinde Anstoß erregen würde“. Wieder berichtete Rouanet an General Rhodich. „Schon nach kurzer Zeit erhielt ich die Abschrift eines von dem Oberkonsistorium erlassenen Rescripts, wonach ich, ohne Rücksicht auf meine Konfession und mit der einzigen Bedingung, die übliche Kautio zu stellen, zum Rendanten ernannt wurde, indem die Rendantenstelle mit dem ritu in keiner Verbindung stünde.“ (Klingt der letzte Satz nicht beinahe so, als ob dies eine persönliche Randbemerkung Friedrichs II. gewesen ist?) In dem Punkt des Übertritts Rouanets zum Protestantismus irrte also Fontane sehr.

Noch eine Nachricht Fontanes über Rouanet müssen wir unter die kritische Lupe nehmen. Dies umsomehr, als es ein übles Gerücht ist, das ein recht schlechtes Licht auf die Familie Rouanets und auch auf die Beeskower Bürgerschaft wirft.

Auf Seite 350 in „Von Zwanzig bis Dreißig“ ist zu lesen:

„Als er [R.] ungefähr achtzig war, trat er mit vollem Gehalt in den Ruhestand, was der Stadt die Pflicht auferlegte, zwei Kämmerergehälter bezahlen zu müssen. Indessen tröstete man sich, daß es bei seinem hohen Alter nicht lange dauern würde. Darin ging man aber einer Enttäuschung entgegen; der alte Rouanet brachte es bis auf zweiundneunzig, was die Geduld der Beeskower auf eine harte Probe stellte. Sie rächten sich denn durch kleine Ma-

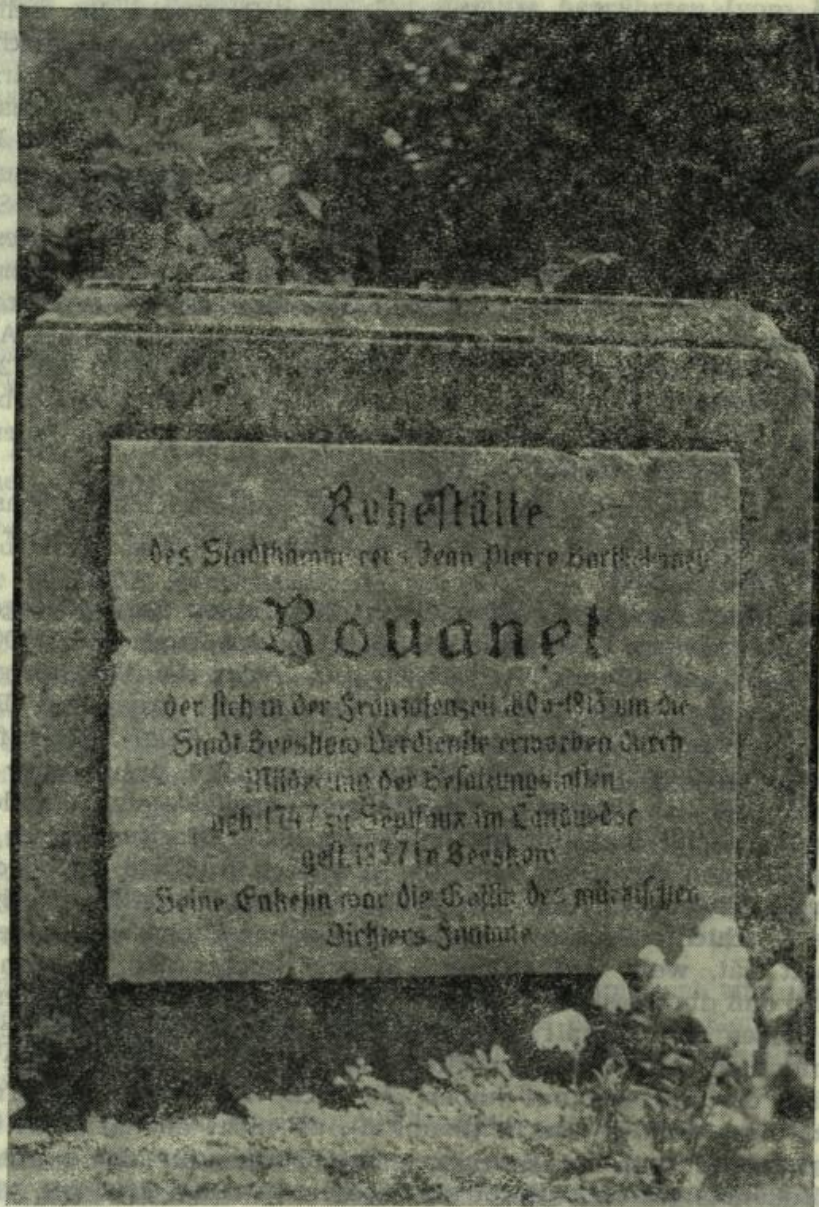
licen. Rouanet, so hieß es, sei eigentlich längst tot; die Angehörigen aber besäßen ein gutes Porträt von ihm*, Brustbild, das sie, wenn's dunkel würde, jedesmal ins Fenster stellten, um bei den Vorübergehenden den Glauben wachzuhalten, der Alte lebe noch. Etwa 1830 starb er.“

Untersuchen wir zunächst die Pensionierung Rouanets. Er stellte am 27. Mai 1827 den Antrag auf Pensionierung, die sich mit Jahresschluß in seinem 81. Lebensjahr vollzog.¹⁰ (Rouanet wurde am 31. März 1747 geboren.) Er wurde mit vollem Gehalt pensioniert.¹¹ Das Gehalt hatte die Regierung bei seiner Bestallung als Stadtkämmerer 1806 auf 395 Reichstaler, 6 Silbergroschen, 3 Pfennig festgesetzt.¹² Nach Rouanets Aufzeichnungen wurde er mit 500 Rtl. in bar, 24 Scheffel Roggen, 11 Scheffel Hafer und 39 Klaftern dreifüßigem Eisenholz pensioniert. Diese von Rouanet angeführte Summe deckt sich mit der Eintragung in der Kämmererechnung von 1828. Im Todesjahr Rouanets 1837 (also nicht, wie Fontane meint, 1830!) findet sich in der Kämmererechnung als Ausgabe für Rouanet: 458 Reichstaler, 10 Silbergroschen; erspart 41 Rtl. 20 Sgr.; dazu die Bemerkung: „der Herr Rouanet ist im Oktober verstorben, bis dahin hat er sein Gehalt bezogen, für den Monat November haben seine Erben als den Gnadenmonat das Gehalt erhalten.“

Fontane hatte also recht, daß Rouanet mit vollem Gehalt pensioniert wurde. Wie aber steht es mit der von ihm erwähnten „Malice“? Läßt sich diese nachweisen?

Die Angehörigen Rouanets hätten diesen ganz üblen Betrug ausgeführt? Das ist doch in einer Kleinstadt wie Beeskow mit noch nicht 4000 Einwohnern ganz undenkbar! Wir können nun leider die Angehörigen, die Fontanes Angaben nach in der Stadt lebten, nicht feststellen. Rouanet berichtet in seinen Lebenserinnerungen, daß zur Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums 1816 (Rouanet war 1766 preußischer Soldat geworden) seine in Drossen und Müllrose verheirateten Kinder eintrafen, um den Jubeltag mit ihm zu feiern. Frau Martha Fritsch spricht von dem ältesten Sohn, der 1808 als Arzt nach Rußland übersiedelte. — Der Bürger Thormann, der zwischen 1840 bis 1850 fleißig Nachrichten über die Geschichte Beeskows und auch sonstige Ereignisse in der Stadt gesammelt hat, weiß von solcher „Malice“ nichts. Es ist auch wenig glaubhaft, daß die Beeskower Bürger wegen der Weiterzahlung des vollen Gehalts neben dem Gehalt des neuen Kämmerers sich auf diese Weise, wie Fontane erzählt, sollten „gerächt“ haben. Daß jedoch manche Bürger unter sich darüber gemurrt haben, ist nicht ausgeschlossen. Trotzdem erscheint diese „Malice“ nicht glaubhaft, da nicht anzunehmen ist, daß die Dankbarkeit und die Verehrung der Bürger für das tapfere Verhalten Rouanets während der französischen Invasion 1808 bis 1809, wie dies noch 1816 bei seinem Dienstjubiläum zum Ausdruck kam,¹³ dann so schnell nach seinem Tode sollte verklungen sein, obendrein noch in solch häßlicher Form!

* Eine Abbildung befindet sich im Fontane-Archiv.



Von Fontane erfahren wir nicht, bei welcher Gelegenheit er von solchem Gerücht erfahren hat — falls ein solches überhaupt vorhanden war! Oder sollte ihm hier seine „Phantasie, die er nicht gern durch Wissenskram zügeln ließ“ — wir werden von diesem Wort noch hören — einen schlimmen Streich gespielt haben?

Wir blicken zurück: Wanderfreunde und Fontaneverehrer, die beim Lesen seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ historische Quellen als festes Fundament unter den Füßen haben wollen, werden ob der hier angeführten Irrtümer Fontanes die Stirn in krause Falten ziehen. So erging es dem Verfasser dieser Zeilen, der sich als Stadtarchivar von geschriebenen und gedruckten Geschichtsquellen umgeben sieht. Aber dann glättet sich die Stirn, zunächst durch die Erinnerung an weit zurückliegende Jahre, als der Verfasser während der Herbstferien bei vielen Wanderungen durch die Mark in mehreren märkischen Landschaften den Spuren Fontanes folgte. Nicht lesenderweise, auch nicht wie der „Yankee“ Seyppel zumeist im Auto,¹⁴ sondern — um es deutsch zu sagen — „per Beene“. So erlebte ich damals Fontane! — Und jetzt steht vor mir ein Wort aus der Einleitung zu Fontanes „Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow“:

„Oh, das muß ein himmlischer Tag werden, und ich gab mich dieser Vorstellung um so voller und sicherer hin, als ich, ein paar Notizen abgerechnet, keinen ‚Wissenskram‘ in mir beherbergte, der meine Phantasie hätte zügeln können!“

Zwar spricht Fontane hier von seinen Erwartungen beim Besuch des einst großen Geschlechts von Löschebrand in Pieskow-Saarow am Scharmützelsee, doch gilt dies Wort auch für seinen Besuch in Beeskow und den anschließenden Besuch in Kossenblatt.

Fontane war kein zünftiger Historiker und wollte es auch nicht sein. Willibald Alexis ist es in seinen märkischen Romanen mehr. Fontane machte jedoch — um ein Wort eines Kulturphilosophen seiner Zeit zu gebrauchen — die Heimat nicht zum Nabel der Welt, auch umgab er sich nicht mit Moderduft! Fontanes Blick ist der historischen und gesellschaftlichen Entwicklung seiner Zeit nicht abgewandt. In einigen Romanen, vor allem in vielen seiner Briefe,¹⁵ spürt man, wie Fontane die Entwicklung der wilhelminischen Ära durchschaut und in die Zukunft deutet!

Fontane war in seinen „Wanderungen“ eben Wanderer und vor allem ein Plauderer. Ein Plauderer aber, der seine Zuhörer fesselt, wie selten einer! Der das, was er auf seinen Wanderungen gesehen, gehört und erlebt hat, mitteilt, ohne durch „Wissenskram“ belastet zu sein, der „seine Phantasie hätte zügeln können“. So hat er uns unsere Mark sehen und — dies vor allem — lieben gelehrt!

Nachtrag der Redaktion: Wir danken dem Heimat- und Fontanefreund Kurt Müller aus Beeskow sehr herzlich für diesen Beitrag, der bei Abgabe des Manuskriptes im Juli 1972 mit vierundachtzig Jahren noch seiner liebgewonnenen beruflichen Tätigkeit als Stadtarchivar nachging.

Anmerkungen

- 1 Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. T. 2. Verlag Hertz 1893.
- 2 Dr. E. Theuner: Urkundenbuch des Klosters Neuzelle. Lübben 1897.
- 3 Stadtarchiv Beeskow, Com.-Reg. 1.1.1.
- 4 Stadtarchiv Beeskow, Com.-Reg. 6.2.4.
- 5 Stadtarchiv Beeskow, Com.-Reg. 1.1.1. Bl. 179.
- 6 Fotokopie im Stadtarchiv Beeskow.
- 7 Stadtarchiv Beeskow, Com.-Reg. 6.2.4. Bl. 20.
- 8 Abschrift im Stadtarchiv Beeskow.
- 9 Stadtarchiv „Von Toulouse bis Beeskow“.
- 10 Stadtarchiv Beeskow, Com.-Reg. 16.4.14. Bl. 6.
- 11 Stadtarchiv Beeskow, Com.-Reg. 16.4.14. Bl. 51 b.
- 12 Stadtarchiv Beeskow, Com.-Reg. 16.4.14. Bl. 21/22.
- 13 Stadtarchiv Beeskow, Com.-Reg. 14.4.13.
- 14 Joachim Seyppel: „Ein ‚Yankee‘ in der Mark. Wanderungen nach Fontane.“ Berlin & Weimar 1969.
- 15 Hans-Heinrich Reuter: Von Dreißig bis Achtzig. Fontane, sein Leben in seinen Briefen. Leipzig 1968.

Buchbesprechungen

Theodor Fontane: Briefe. Hrsg. von Kurt Schreinert. Zu Ende geführt und mit einem Nachwort versehen von Charlotte Jolles. [Bd.] 1–4. Propyläen-Verl. 1968–71

Die bisher veröffentlichten Ausgaben, die Briefe Fontanes zugänglich machen, lassen sich in drei Gruppen einteilen. Da sind erstens die vier Sammlungen, die Briefe an bestimmte Personenkreise enthalten, je zwei mit Briefen an die Familie (erschienen 1905 und 1937) und an seine Freunde (1910, 1943). Zweitens kam eine Reihe von Publikationen heraus, in denen die Briefe von Fontane an jeweils einen seiner Freunde oder Bekannten zusammengestellt sind. In einigen Fällen sind auch die Briefe der Partner einbezogen, so daß man von einem Briefwechsel sprechen kann, wie etwa bei dem mit Wilhem Wolfsohn (1910), Paul Heyse (1929; neue Ausgabe 1972) oder Bernhard von Lepel (1940). In anderen Fällen sind nur die Briefe Fontanes vorgelegt worden, so die an Georg Friedlaender (1954) und an Hermann Kletke (1969). Die dritte Gruppe bilden jene Auswahlbände, in denen besonders wertvolle und interessante Briefe an verschiedene Empfänger, Angehörige wie Freunde, vereinigt sind; wir heben hier nur die von Hans-Heinrich Reuter (1959) und Gottfried Erler (1968) besorgten Ausgaben hervor.

Die neue vierbändige Edition, die hier anzuzeigen ist, gehört zu keiner dieser drei Gruppen. Denn obgleich sie Briefe an verschiedene Personen, Verwandte und Freunde, enthält, stellt sie keine Auswahl dar. Vielmehr verdankt sie ihre Entstehung einem besonderen Anlaß, der auch den Inhalt der vier Bände weitgehend bestimmte. Die Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz (West-Berlin) hat 1963 auf einer Auktion ein Korpus von 798 Briefen Fontanes erworben, die einen Teilnachlaß des Dichters darstellen und die die handschriftliche Basis der neuen Ausgabe bilden. Diese Briefe gedruckt herauszugeben, lagen zwei Gründe vor. Zum einen waren viele von ihnen bisher überhaupt unbekannt; sie werden hier erstmals veröffentlicht. Zum anderen schuf das Auftauchen der Handschriften die erforderliche Voraussetzung für den vervollständigten und berichtigten Abdruck derjenigen Briefe, die zwar bereits publiziert waren, jedoch unvollständig, verändert oder fehlerhaft. Das traf auf den überwiegenden Teil der hier erneut gedruckten Briefe zu. Somit beruht die Bedeutung der vierbändigen Ausgabe, deren Bearbeitung Kurt Schreinert begonnen und Charlotte Jolles zu Ende geführt hat, darauf, daß sie nicht allein unbekanntes Material unterbreitet, sondern jene Revision der Texte schon publizierter Fontane-Briefe vorantreibt, die Hans-Heinrich Reuter vor Jahren als notwendig erwiesen (Weimarer Beiträge 7.1961, S. 795–800) und mit der Gotthard Erler in seiner zweibändigen Auswahl von 1968 den Anfang gemacht hat.

Die vorliegenden vier Bände sind folgendermaßen aufgebaut: Bd. 1 beginnt mit dem wohl einzigen erhaltenen Brief an den Vater und bringt ferner 37 Briefe an die Mutter (aus den Jahren 1850 bis 1869) und 175 Briefe an Emilie (1879 bis 1888). In Bd. 2 sind 179 Briefe an die Tochter Martha (Mete; 1870 bis 1898) und 79 an seine Schwester Elise (1856 bis 1898) zu finden, während Bd. 3 ausschließlich Mathilde von Rohr gewidmet ist (231 Briefe aus den Jahren 1859 bis 1889; im Anhang Äußerungen Fontanes über M. von Rohr und ihre Familie). In Bd. 4 folgen 140 Briefe an Karl und Emilie Zöllner (1857 bis 1897) sowie 2 Briefe an George Hesekei (1867, 1873) und 25 an seine Tochter Ludovica (1869 bis 1884). Diese letzteren an Ludovica Hesekei wurden nicht auf der Auktion von 1963, sondern schon früher erworben. Ferner enthält Bd. 4 das Nachwort, die Anmerkungen und die Register.

Im wesentlichen handelt es sich um „fast geschlossene Brieffolgen“. Um Lücken zu schließen, die der auf der Versteigerung erworbene Konvolut aufwies, wurden hier und da Briefe eingefügt, deren Handschriften in anderem Besitz* sind bzw. die an anderer Stelle publiziert wurden.

Von einigen vereinheitlichenden Eingriffen der Herausgeber abgesehen, werden die Texte wort- und buchstabengetreu wiedergegeben. Die Eigentümlichkeiten der Sprache Fontanes bleiben möglichst bewahrt.

Die Anmerkungen, insbesondere da sie durch die Register mit erschlossen werden, sind von gar nicht hoch genug zu veranschlagendem Wert.

* z. B. im Fontane-Archiv

Sie bilden eine wahre Fundgrube des Wissens über Fontane, seinen Kreis und seine Welt.

Daß nun diese Ausgabe auch bisher ungedruckte Briefe enthält, ist vor allem, jedoch keineswegs ausschließlich, dem 3. Band zugute gekommen. Wenn man Emilie Fontane ausnimmt, so hat sich der Dichter wohl keinem anderen Briefpartner gegenüber so offen und vertrauensvoll ausgesprochen wie gegenüber Mathilde von Rohr. Daher sind die zweihundert-einunddreißig Briefe, die in Bd. 3 vereinigt sind, sogar mehr als eine Art von Ersatz für die Autobiographie des Fontane der mittleren und späteren Jahre, die nicht geschrieben worden ist und die, wenn sie zu Papier gebracht worden wäre, schwerlich so rückhaltlos das bekundete, was Fontane in diesen Briefen freimütig aussprechen durfte: seine sich von Jahr zu Jahr verschärfende Kritik an den Verhältnissen im Preußen-Deutschland seiner Zeit. Sie kann begleitet sein von spontanen Bekenntnissen des Unmuts, des Überdresses und zuweilen der Müdigkeit. So gestand Fontane am 23. 12. 1874, als er noch an seinem mehrbändigen, jedoch schleppend erscheinenden Werk über den Krieg von 1870/71 arbeitete: „Ich komme mir mit meinen Schreibereien vor wie ein Clown im Zirkus“ (Bd. 3, S. 156). Es sind aber in diesen Briefen an Mathilde von Rohr auch ausgiebig die praktischen Erfahrungen beschrieben, die Fontane mit preußischen Zuständen und Einrichtungen gemacht hat (insbesondere mit dem Kultusministerium) und die die konkreten Anlässe zu den oft so kritischen Bemerkungen des alten Fontane darstellen. So ist denn z. B. die Kritik, die Fontane später in stärker pointierter Form an der gesellschaftlichen Stellung des Schriftstellers in Deutschland geübt hat, hier bereits vorgebildet.

Was schließlich die Revision der Texte angeht, so bestätigt sie zunächst das, was bereits bekannt war. Wenn in früheren Ausgaben gekürzt, verändert oder gar willkürlich Nicht-Zusammengehörendes ineinander gearbeitet worden ist, so geschah das zum Teil, um die Stellen auszuschneiden, die den Leser nach Auffassung der Herausgeber nicht interessieren würden, etwa über Familienangelegenheiten oder unwesentliche Einzelheiten über Fontanes Arbeit. Zum anderen aber wurde das weggelassen, was man dem Leser vorenthalten wollte. Dabei handelte es sich vor allem um Urteile Fontanes über Freunde und Bekannte, sei es nun, daß diese Urteile eben nur für den Empfänger des Briefes bestimmt schienen und sich folglich zu öffentlicher Mitteilung (zumindest damals) nicht eigneten, sei es, daß Rücksicht auf noch lebende Personen oder auf die Angehörigen Verstorbener zu nehmen war. In Band 4 dieser Ausgabe wird jeweils zu Beginn der Anmerkungen zu einem jeden Brief erforderlichenfalls auf Kürzungen des Textes in früheren Ausgaben hingewiesen. Es ist interessant, bei jenen Briefen, bei denen es früher „längere Auslassungen“ gegeben hat, den gekürzten und den vollständigen Text miteinander zu vergleichen. Um ein Exempel herauszugreifen: aus dem Brief Fontanes an Mathilde von Rohr vom 15. 1. 1880 ist seinerzeit ein (wie Fontane selbst es bezeichnet) „ganzer Lepel-Essay“ weggelassen worden (Bd. 3, S. 192 f.), und das, obschon Ende 1909, als die „Briefe an seine Freunde“ erschienen, Bernhard von Lepel und seine zweite Frau, über

die sich Fontane hier wie auch in anderen Briefen besonders kritisch ausläßt, bereits vor vierundzwanzig bzw. zehn Jahren verstorben waren.

Es sind zahlreiche Briefe, deren Text in dieser höchst aufschlußreichen Weise vervollständigt oder berichtigt worden ist, und darin namentlich liegt das große Verdienst der neuen Ausgabe. Die dankbare Anerkennung der respektablen Leistung der Herausgeber sei verbunden mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß diesem ersten größeren Schritt auf dem Wege zu einwandfreier Wiedergabe Fontanescher Brieftexte weitere Schritte folgen mögen.

— Dr. Joachim Krueger —

Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse. Hrsg. von Gotthard Erler, Berlin, Weimar: Aufbau-Verl. 1972. XXI, S. 80

Während die große Bedeutung des Realisten Theodor Fontane erst nach seinem Tode, ja, recht eigentlich nach dem zweiten Weltkrieg erkannt worden ist, trifft auf Paul Heyse fast das Gegenteil zu. Er vermochte zwar den frühen Ruhm, den er seit Anfang der fünfziger Jahre als Dichter genoß, etwa drei Jahrzehnte zu behaupten, sogar zu erhöhen, doch seit der berechtigten Kritik, die die deutschen Naturalisten an seiner wirklichkeitsfremden, politisch desinteressierten und oft schwächlich-glattem Formkunst geübt hatten, war „sein uferlos anschwellendes schriftstellerisches Werk [...] aus dem Zusammenhang der ‚lebenden‘ Literatur ausgeschieden“.¹ Auch der Nobel-Preis, den H. 1910 als erster deutscher Dichter erhielt, konnte nichts daran ändern, daß man sich seit seinem Tode (1914) „weniger für seine Werke als schöne Literatur, aber dafür mehr für seine Theorie der Novelle und die soziologische Bedeutung seiner Werke“² interessierte. Wenn auch seit 1945 einige seiner bekannteren Novellen in verschiedenen Ländern — von Japan über die USA bis hin zur BRD — wieder gedruckt wurden und sowohl in der UdSSR wie auch in der DDR Auswahlbände seiner Novellen erschienen (von den zwei in der DDR herausgekommenen hat die eine sogar zwei Auflagen erlebt), so hat sich doch die Forschung H.s weniger angenommen. Es gibt keine neuere zusammenfassende Würdigung, allerdings (mindestens) neun nach 1945 entstandene Dissertationen über H., die Spezialprobleme behandeln. Wie grundsätzlich anders es um die Beschäftigung mit Fontane steht, lehrt ein Blick in Joachim Schobes' Zusammenstellung von F.-Literatur³ und die Ergänzungen dazu, die die „Fontane-Blätter“ laufend vorlegen.

Doch diese Diskrepanz, die zwischen der Wirkung bzw. Nachwirkung F.s und H.s besteht, ist nicht das einzige Faktum, das diesen Briefwechsel zweier deutscher Schriftsteller der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem interessanten und von so vielen Widersprüchen erfüllten Dialog gestaltete. Was den Briefwechsel, wenn auch mit mehreren längeren Unterbrechungen, in Gang hielt, das war vorab die menschliche und freundschaftliche Verbundenheit, die sich öfter in bereitwilliger Hilfe bewährte

und zu Dankbarkeit verpflichtete. Sie kann jedoch über die sich mehr und mehr verschärfenden Differenzen in den Lebens- und Kunstauffassungen nicht hinwegtäuschen. So reicht denn die Skala ihrer Äußerungen übereinander (in ihrem Briefwechsel, aber besonders in den an anderer Stelle zu findenden Urteilen) von freundlicher, selbst hoher Anerkennung bis zu scharfer Kritik. F. wie auch H. sind sich dieser prinzipiellen Gegnerschaft bei aller Übereinstimmung durchaus bewußt gewesen, suchten allerdings die Gründe in einer mehr allgemeinen menschlichen Verschiedenheit oder sprachen doch nicht offen aus, daß dahinter Unterschiede in der sozialen und politischen Parteinahme standen. Denn H. war nicht nur der Liebling des sogenannten Bildungsbürgertums, sondern auch sein Sprecher, während F. sich zunehmend zu einem Kritiker der Bourgeoisie entwickelte, und zwar von einem progressiven Standpunkt aus. Das war letzten Endes gemeint, wenn F. 1878 an H. schrieb: „Wir sehen die Welt mit ganz verschiedenen Augen an“ (S. 134 dieser Ausgabe). H. hatte zwar im gleichen Jahr seinem Verleger Wilhelm Hertz gegenüber geäußert: „Er weiß ja, wie treu ich an ihm festhalte, und daß wir eben zwei sind, ist gerade das Schöne daran“ (S. 448; Hervorhebung von H.), stellte aber später in seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen“ in bezug auf F. fest: „Unsere Naturen waren allzu verschieden“.⁴ Doch das politische Engagement im Schaffen des späten F. und das politische Desinteresse H.s beweisen zur Genüge, daß diese Worte eine nur vordergründige Argumentation darstellen.

Die Differenzen zwischen F. und H. begannen schon im „Tunnel über der Spree“, jenem 1827 auf Initiative von M. G. Saphir in Berlin gegründeten literarischen „Sonntagsverein“, dem F. seit 1844 angehörte und dem H. 1849 beitrug.⁵ Die weitere Entwicklung ihrer Beziehungen ist gekennzeichnet durch das anfängliche Bemühen um gegenseitige Anerkennung, das jedoch einer fortschreitenden Entfremdung weichen muß. F.s Urteile von 1854 und 1859, worin Werke von H. denen Goethes an die Seite gestellt werden (S. 291, 300), finden noch 1873 und 1897 eine wenn auch mehr äußerlich anerkennenden Bestätigung: H. nehme unter den deutschen Novellisten den ersten Rang ein (S. 331), er gehöre der Literaturgeschichte an (S. 275). Doch hinter der Anerkennung des Erfolges entfaltete sich die Kritik. Schon früh (1854/55) fiel F. die „blasse Allgemeinheit“ an H.s Darstellungsweise auf (S. 281), aber auch, daß H. sich auf die Gestaltung des „Kleinlebens“ beschränkte und den „großen Dingen in Welt und Leben“ aus dem Wege ging (S. 295). Später erkannte F. dieses „Kleinleben“ als konstruiert, nicht der Wirklichkeit entsprechend (S. 299). Er erblickte 1872 in Gestalten aus einem Roman H.s Charaktere aus einem „Kuriositätenkabinett“ (S. 323), denen die innere Entwicklung fehlt (S. 326 f.). Charakteristisch für F.s Kritik an H. und wohl nicht nur auf die eine Szene aus H.s „Der Roman der Stiftsdame“ anwendbar ist. F.s Wort aus dem Brief vom 27. 5. 1886: „Dem realen Leben entnommen ist es sicherlich nicht“ (S. 179).

Wenn also F. (denn das bildet den Kern seiner Kritik an H.) dem Freund Mangel an Realismus vorwirft, so laufen die Einwände H.s gegen F.s

Werke auf das Umgekehrte hinaus. Es ist der Realismus vor allem des späten F., den H. verständnislos ablehnte, so bereitwillig er auch früher den Balladendichter anerkannt haben mochte (S. 416). Während er an F.s erstem Roman „Vor dem Sturm“ die „Liebe zur Scholle, zu jedem Sandkorn in dieser Scholle“ lediglich kompositorisch als nachteilig empfand (S. 447), sah er bereits in „L'Adultera“ eine „Verirrung“ von F.s Talent (S. 743). An „Quitt“ tadelte er die bloße Wiedergabe des Tatsächlichen, den Mangel an „poetischer Gerechtigkeit“ (S. 215), um schließlich „Die Poggenpuhls“ als „anmutigen Klatsch“ abzutun und sich selbst über „Effi Briest“ mit kritischer Distanz auszusprechen (S. 527).

Ogleich indessen F. und H., zumal in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, als Schriftsteller durchaus verschiedene Wege gingen und F. sogar mit denselben Naturalisten sympathisierte, die H. befehdeten und verspotteten, ist H. dennoch der einzige namhafte Schriftsteller aus dem „Tunnel über der Spree“, mit dem F. zeitlebens in Verbindung blieb. Und schon insofern repräsentiert ihre Korrespondenz ein Stück Lebens- und Schaffensgeschichte.

Gegenüber der Ausgabe der Briefe, die Erich Petzet 1929 vorlegte, ist diese neue Ausgabe des leider nicht vollständig überlieferten Briefwechsels nicht nur unter Rückgriff auf die Handschriften berichtigt und in einigen Einzelheiten ergänzt worden, sondern es ist Gotthard Erler auch gelungen, zwei weitere Briefe von H. und vierzehn von F. neu hinzuzufügen, so daß nun 154 Briefe und Gedichte aus den Jahren 1850 bis 1897 vorliegen. Außerdem enthalten die Anmerkungen mehrere bisher unveröffentlichte Briefe F.s an andere Personen. Besonders hervorzuheben sind das instruktive Vorwort des Herausgebers und der Anhang, der neben anderem Aufsätze F.s über H. und Rezensionen von Werken H.s bzw. der Aufführungen seiner Stücke bringt, darunter zwei bisher ungedruckte Aufzeichnungen von F. aus den Beständen des Theodor-Fontane-Archivs. Nur eines vermißt man: die Äußerungen H.s über F. in seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen“. Der Herausgeber benutzt sie zwar gelegentlich zur Kommentierung, doch wäre der geschlossene Abdruck des Abschnitts über F. im Anhang wünschenswert, da er gleichsam eine Antwort H.s auf F.s Ausführungen in „Von Zwanzig bis Dreißig“ (hier S. 268–275) darstellt. Es versteht sich, daß ein Register und Verzeichnisse der erwähnten Werke nicht fehlen, und es ist erfreulich, daß zwölf Abbildungen und etliche Faksimiles beigegeben wurden. Der dankbarsten Erwähnung aber ist es wert, daß die Briefftexte, selbst 234 Seiten umfassend, in einem Anmerkungsteil von 163 Seiten erläutert werden, wobei dem Herausgeber nicht nur sein profundes Wissen, sondern auch sein Geschick im Suchen und Auffinden auch des Abgelegenen zugute kamen. So entstand eine in mancher Hinsicht bereicherte und darum berechnete und begrüßenswerte neue Ausgabe des Briefwechsels.

— Dr. Joachim Krueger —

Anmerkungen

- 1 Fritz Martini: Paul Heyse. In: Neue Deutsche Biographie. Bd. 9. Berlin 1972, S. 101.
- 2 Charles H. Helmetag: Paul-Heyse-Bibliographie. (Sekundärliteratur.) In: Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. Frankfurter Ausgabe. Jg. 25 (1969). Aus dem Antiquariat X, S. 2557.
- 3 Joachim Schobeß: Literatur von und über Theodor Fontane. 2. Aufl. Potsdam 1965. 183 S. (Brandenburgische Landes- und Hochschulbibliothek Potsdam. Theodor-Fontane-Archiv. Bestandsverzeichnis. T. 2.).
- 4 Zitiert nach der 5. Aufl. Bd. 1. Stuttgart, Berlin 1912, S. 92.
- 5 In diesem Verein, in dem der in dürftigen Verhältnissen lebende F. neben vielen Adligen auch Angehörige des gehobenen Bürgertums traf (H. war Sohn eines Universitätsprofessors), trat F. u. a. auch mit H. in literarischen Wettstreit. H. gehörte im Verein nach F.s Darstellung in „Von Zwanzig bis Dreißig“ zu der sog. „Kugler-Gruppe“, die nicht den vollen Beifall des „Tunnels“ und wohl auch nicht den F.s fand. H. will allerdings von „der Spannung und Spaltung der Mitglieder in zwei Gruppen [...] nie das geringste wahrgenommen“ haben, wie er in seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen“ beteuert (a. a. O., S. 90).

Charlotte Jolles, „Theodor Fontane“. Sammlung Metzler, Band 114, Stuttgart 1972

In der Literaturgeschichte, so bemerkte Fontane gelegentlich mit gewisser Resignation, scheine die Sonne über Gerechte und Ungerechte und jeder kriege seine fünf Zeilen. Da er sich freilich als eine „Nummer eins“ unter den ersteren legitimierte, reichen die bewußten fünf Zeilen für ihn keineswegs mehr aus. Auch der Wissenschaftler vermag heute die Fontane-Literatur nur noch mit Anstrengung zu überschauen und zu verfolgen, und es war – vor allem mit Rücksicht auf die „Nicht-Zünftigen“, die Studenten, die Deutschlehrer, die Fontane-Liebhaber – nachgerade an der Zeit, Ordnung in das Angebot zu bringen, bibliographische Bilanz zu ziehen, die Tendenzen in der internationalen Diskussion zu erkunden – kurzum: den Stand der Forschung zu fixieren, nachdem Edition und Interpretation in den sechziger Jahren eine Fülle neuen Materials bereitgestellt hatten.

Wer wäre geeigneter gewesen, diese komplizierte Aufgabe zu übernehmen, als die Londoner Germanistin Charlotte Jolles? Wer hätte sie vorzüglicher lösen können als die Nestorin der Fontane-Forschung? Die vorliegende Realiensammlung reiht sich würdig in das so verdienstvolle Werk der Autorin ein, dem wir entscheidende Elemente unseres Fontane-Bildes verdanken. Charlotte Jolles hat – aus profunden Kenntnissen und akribischen Quellenstudien heraus – bedeutende Entdeckung gemacht und gültige Ausgaben vorgelegt, die sich durch zuverlässig betreute Texte und umsichtig erarbeitete Kommentare auszeichnen. Sie ist durch diese

Art ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit in besonderer Weise berufen, die weltweiten Bemühungen um Fontane zu bilanzieren, bei denen sich ja gegenwärtig Edition und Forschung eng verknüpfen.

Charlotte Jolles gibt zunächst einen Überblick über Schicksale und Aufbewahrungsorte der Handschriften, charakterisiert, sorgfältig differenzierend, die wichtigsten neueren Gesamteeditionen, vermittelt alles Wissenswerte über Briefe und Tagebücher und schließt jeweils – wie auch in den folgenden Kapiteln – eine kritisch ausgewählte Bibliographie an. Nicht ganz einverstanden bin ich hier lediglich mit der Bemerkung über die Briefsammlungen „Heiteres Darüberstehen“ und „Letzte Auslese“, die ebenfalls einige, doch weniger starke Eingriffe“ zeigten (S. 8); „weniger“ vielleicht, aber nicht minder „starke“! (Vgl. u. a. Fontane-Blätter 1, H. 7, S. 327 ff.)

Den zweiten Abschnitt hat Charlotte Jolles der Biographie Fontanes gewidmet, die sie vor allem für die Zeit bis 1859 überaus detailliert aufarbeitet. Fontanes Position als Vormärzlyriker, als revolutionärer demokratischer Publizist wird deutlich umrissen, und auch sein zeitweiser Anschluß an die Konservativen ist plausibel begründet: Fontane befand sich „von jetzt an, zuerst mit schlechtem Gewissen und immer in einer zwiespältigen Lage, in einem politischen Lager . . ., dem er eigentlch nicht angehörte“ (S. 25). Gegenüber dieser sorgsam belegten Frühentwicklung nimmt sich der Passus von 1860 bis 1898 vergleichsweise mager aus und reduziert sich auf einige spärliche biographische Fakten. Das ist zu bedauern, weil dadurch die weitere weltanschaulich-politische Entwicklung Fontanes nicht in gleicher Weise systematisch und kontinuierlich verfolgt wird wie in der Frühzeit. Frau Jolles sucht die spezifischen Fragestellungen des alten Fontane später im vierten Kapitel in den Griff zu bekommen, das sich mit „Politik und Gesellschaft. Persönlichkeit und Weltbild“ befaßt. Aber dort gelingt es m. E. nur im Ansatz und eben nicht im organischen Zusammenhang der Vita. In einer zweiten Auflage wäre die angedeutete Diskrepanz leicht zu reparieren.

Naturgemäß nimmt der dritte Abschnitt, das Gesamtwerk behandelnd, den größten Raum ein, und dabei dominiert wieder der erzählerische Komplex. Hier wird der Stand der Debatte durchweg überzeugend protokolliert, und allenfalls über die Beurteilung der „Wanderungen“ möchte ich mit Frau Jolles streiten. Zweifellos: ihre besondere Position innerhalb des journalistischen Schaffens bestimmt sich aus der engen Verflechtung mit der Epik. Gleichwohl sollte man sie nicht ausschließlich als Funktion des journalistischen Schaffens bestimmen, sondern auch aus der engen Verflechtung mit der Epik. Und überdies kann man die „bis in die Gegenwart reichende Wirkung“ des Werks nicht nur damit begründen, daß durch die politische Entwicklung nach 1945 „der Schauplatz der ‚Wanderungen‘ den Blicken vieler entrückt und vielleicht gerade dadurch ein erneutes Interesse an der historischen Bedeutung dieser Reisefeuilletons wachgerufen“ worden sei (S. 38). Denn dies ist ein westdeutscher Teilaspekt, der beispielsweise die ungeheure Popularität der „Wanderungen“ in der DDR nicht erklärt. Zustimmung möchte ich dagegen fast allen Romanpassagen (mit Ausnahme

des „Stechlin“, wo wohl doch – so scheint mir – über die „rein“ wissenschaftliche Literatur hinaus in manchem Nachwort recht Wesentliches zur Standortbestimmung dieses Buches beigesteuert worden ist) und vor allem der Quintessenz: daß nämlich die große Anziehungskraft von Fontanes Werk auf den humanistischen Grundzug zurückzuführen sei, der sich durch alle seine Schriften zieht.

Nun möchte und müßte ich sagen, daß die wenigen kritischen Anmerkungen – wie üblich – viel zu breit geraten sind und das Positive viel zu kurz gekommen ist, und vor allem würde ich gern auf weitere Vorzüge des Buches eingehen: die Solidarität der Materialaufbereitung, die Sachlichkeit in der Darstellung, die Ausgewogenheit der Urteile und das stets loyale Verhältnis zur marxistischen Fontane-Forschung und -Rezeption, wie sie Frau Jolles speziell in Reuters Monographie, in der der Ausgabe des Aufbau-Verlages und in den Fontane-Blättern vielfach würdigt. Doch die vereinbarten neunzig Zeilen sind verbraucht, und ich kann nicht, wie einst Fontane in seinen Briefen, das „Eigentliche“ noch auf dem Rand unterbringen. Bleibt also zusammenzufassen: Charlotte Jolles hat nicht nur den Zugang zu einem Forschungsgebiet erleichtert, sie hat das Gebiet selbst nach neuesten Erkenntnissen abgesteckt und dankenswerterweise überall auf Lücken und Desiderate aufmerksam gemacht.

– Gotthard Erler –

Unsere Leser haben das Wort

Fontanes Werk in Afrika

Zu den Wissenschaftlern und Studenten aus vielen Ländern, die für einige Zeit ihre Studien im Potsdamer Fontane-Archiv betreiben, gehörte dieser Wochen auch Frau *Fernande Dem*, Hochschullehrerin am Institut für Germanistik der Universität Abidjan, Republik Elfenbeinküste. In ausgezeichnetem Deutsch berichtete sie uns interessante Einzelheiten über Land und Leute ihrer Heimat, insbesondere über Struktur und Tendenzen des Bildungssystems.

Wie Frau Dem zu Fontane gekommen ist? „Vor allem aus zwei Gründen ist der Romancier Fontane für die afrikanischen Nationalstaaten von Belang, d. h. von gesellschaftspolitischer Bedeutung: einmal wegen der kritischen Darstellung des Zerfalls des Feudalismus und zum zweiten durch die realistische Schilderung des anachronistisch gewordenen Ehrenkodex und seiner unsinnigen Auswüchse.“

Drei Werke Fontanes lernen die Germanistik-Studenten in Abidjan – mit rund 400 000 Einwohnern Hauptstadt und Haupthafen des Landes – vor allem kennen: „Effi Briest“, „Schach von Wuthenow“ und das reife Alterswerk „Der Stechlin“. „Wenn Sie hören“, erläuterte *Fernande Dem*,

„daß die freie Wahl des Ehepartners bei uns erst seit 7 Jahren möglich ist, werden Sie verstehen, daß Effi Briest uns in Afrika vielleicht näher steht als Ihnen heute und hier in der ehemaligen Mark Brandenburg.“ Die Afrikanerin erzählt und plaudert zwanglos und informativ, liebenswürdig und klug. Ihre Kenntnisse nicht nur der deutschen Sprache („Sprache und Literatur sind für uns immer nur ein Teilbereich der Germanistik“), sondern auch der preußisch-deutschen Geschichte würden so manchen Schüler oder Studenten in unseren Landen beschämen. Die Vorstellung, daß Geist und Werk des Dichters, daß die aufrecht-grauhaarige Gestalt Fontanes in modernen Hörsälen der Westküste Afrikas genauso lebendig ist und aktivierend wirkt wie bei uns oder sonstwo in Europa, ist einem wohl noch ungewohnt, zeigt aber doch ein wenig von der weltweiten Kraft progressiven Geistes.

Frau Dem arbeitet an ihrer Dissertation. Das Thema: „Die politischen und sozialen Gespräche im Roman Theodor Fontanes“. Lobend und dankbar äußert sich die junge Dozentin über die Hilfe, die ihr im Fontane-Archiv zuteil wurde: „Weder in München noch in Westberlin habe ich ein solches Entgegenkommen, so viel großzügige, schnelle und erleichternde fachliche Unterstützung und Hilfe gefunden wie hier in Potsdam. Ich werde im Herbst wiederkommen, um noch einige Materialien für eine neue Arbeit zu studieren. Auf dieses Wiedersehen freue ich mich schon heute!“

(Hans-Werner Meyer. Brandenburgische Neueste Nachrichten vom 19. 1. 1973.)

* * *

Die Redaktion ist ermächtigt, folgende Gästebucheintragungen zu veröffentlichen:

„Einen herzlichen Dank an Herrn Schobeß, dessen Gastfreundschaft und auf jahrelangen Erfahrungen beruhender Rat jedem begegnet, der sich für Fontane interessiert. Wir können aus eigenem Erleben bestätigen, daß man durch die Benutzung des Fontanearchivs den großen realistischen Schriftsteller am besten kennenlernt. Möge auch weiterhin Potsdam der Treffpunkt der Fontanefreunde aus aller Welt bleiben.“ Monique *Leloup*, Université de Tours. — Françoise *Hée*, Université de Nantes-Le Mans. Potsdam, 5. Mai 1973.

„Im Fontane-Archiv zu arbeiten, hieß nicht nur Einsicht nehmen können in einen Schatz für Fontaneliebhaber, sondern auch das große Wissen eines so profunden Fontanekenners wie Herrn Schobeß jederzeit in Anspruch nehmen zu dürfen. Es war nicht nur eine Freude, das reichhaltige Material der Zeitschriften-Sammlung insbesondere zur Verfügung zu haben, sondern auch die Heimat Fontanes kennenzulernen. Die Studienfahrt nach Neuruppin und zum Stechlin-See vermittelte ein lebendiges Bild von dem, was man nicht hinter dem Schreibtisch erwerben kann. Dank der perfekten Organisation und der so überaus freundlichen Be-

treuung von Herrn Schobeß und seiner Mitarbeiterin war der Besuch im Fontanearchiv in jeder Hinsicht fruchtbar.

Fruchtbar auch in dieser Beziehung, daß die Unterzeichnenden beide die Möglichkeit hatten, Gedanken und Erfahrungen auszutauschen, da sich beide mit Problemen der Fontane-Rezeption beschäftigen. Auf diese Weise ist das Fontanearchiv lebendiger und internationaler Mittelpunkt für die Fontaneforschung.“

Barbara Leblanc, Mc Gill University Montreal, Canada. — Ulrike Tontsch, Universität München. Potsdam, 10. Mai 1973.

* * *

Frau Friedel Schulze-Gorf aus Berlin (Hauptstadt der DDR) schrieb uns einen Brief, aus dem wir u. a. zitieren:

„Vielleicht darf ich noch sagen, daß ich im Laufe meiner langjährigen Tätigkeit mit der Arbeit vieler literarischer Gesellschaften in Berührung kam, aber bei keiner habe ich das gefunden, was offensichtlich die Freunde Fontanes in der ganzen Welt — bei aller Wissenschaftlichkeit — verbindet, nämlich ein Verhältnis zu ihrem Dichter, wie es eben Thomas Mann so wunderbar auszudrücken verstand.

Erstaunlich und beglückend ist es für mich immer wieder, wenn ich im Kreise von Menschen (Lebensalter 13 bis 75 Jahren) aus den unterschiedlichsten Lebensbereichen, sei es in lockerem geselligen Beisammensein oder bei Problem-Diskussionen Fontane zitiere, die unglaubliche Wirkung zu beobachten, die des Dichters treffende Gedanken und Worte hervorrufen. Wie man dann mehr und mehr von mir hören will (ich habe glücklicherweise ein gutes Gedächtnis) und wie so mancher ‚süchtig‘ wird und in die nächste Buchhandlung stürzt. Ein recht gescheiter Mensch fragte mich einmal nachdenklich, ob ich es richtig fände, mich so sehr mit Fontane zu beschäftigen, da doch die Gefahr bestände, zu sehr ‚rückwärtsschauend‘ zu leben. Nach nur fünfzehn Minuten Erklärung meinerseits kam dann fassungsloses Staunen und das verlegene Eingeständnis von einer ‚offensichtlichen Bildungslücke‘. Es ist noch viel zu tun, um zu beweisen, daß es sich hier nicht, wie Hans-Heinrich Reuter festgestellt, ‚um alten Wein in neuen Schläuchen‘ handelt!“

* * *

Frau Johanna Voigt, Lehrerin i. R. in einer unserer märkischen Städte, schreibt uns u. a.:

Mein Vater, Hermann Voigt, geboren am 14. Dezember 1842, war Konrektor und Organist in Bad Wilsnack, Prignitz. Wir führten zu Hause eine Familienchronik, in die alle wichtigen Ereignisse eingetragen wurden. Hier befindet sich u. a. eine Eintragung meiner 1882 geborenen und 1952 verstorbenen ältesten Schwester: „Es war Mitte der neunziger Jahre, als ich, wie gewöhnlich, mit Schwester Grete in der Kirchenecke

spielte. Da kam ein großer, freundlicher Herr im grauen ‚Kaisermantel‘ (Pelerinenmantel), umwanderte aufmerksam die Kirche und fragte uns nach dem Küster. Der war nicht zu Hause, aber — ‚Papa hat auch einen Kirchenschlüssel‘. So kam es, daß wir Schwestern, Grete und ich, *Theodor Fontane* durch unsere Kirche führten. Wir zeigten ihm den kostbaren Altarschrein und die herrlichen Kirchenfenster, die wir ihm auch deuten konnten, dann führten wir ihn in die Sakristei, zeigten ihm die Sündenwage aus der Zeit Tetzels, die Büßerhemden und das in einem Straußenei verwahrte Stück der ägyptischen Finsternis, eine Erfindung unseres humorvollen Vaters. Durch allerlei Fragen angeregt, erzählten wir auch von den Salderns, kamen dann auf die Quitzows, die Edlen Gänse zu Putlitz usw. Schließlich fragte uns der fremde Herr, von wem wir das alles wüßten? ‚Vom Papa!‘ ‚Könnt Ihr mich nicht einmal zu Eurem Papa führen?!‘ Natürlich konnten wir das.

Vater saß mit unserer Mutter in der Geißblattlaube, als Fontanes großer Schlapput am Gartenzaun auftauchte. Mit dem beglückten Ruf: ‚Fontane!!‘ eilte Vater ihm entgegen, und bald saßen die beiden in angeregtestem Gespräch, das mit einer Verabredung für gemeinsame Wanderungen nach Quitzöbel, Rühstätt, Legde und Kletzke endete. Theodor Fontane ist schon früher manches Mal bei uns gewesen und hat auch in der Laube an der gemeinsamen Kaffeetafel teilgenommen; Fontane wechselte auch Briefe mit meinem Vater...“

So weit meine Schwester Anne. 1972 starb auch meine Schwester Grete, so daß beide Schwestern nichts mehr persönlich von Fontane berichten können. Meine Mutter erzählte sehr beglückt, daß Fontane mich als kleines Kind öfter auf den Arm genommen hätte, anschließend fuhr er dann mit Vater per Pferd und Wagen durch die Dörfer. Vater war als Organist an der „Wunderblutkirche“ in Wilsnack tätig, sein Bruder war Pfarrer im benachbarten Breddin. Er stellte stets Fontane und meinem Vater die Pfarrkutsche zu den Fahrten „über Land“ zur Verfügung. Als Ergebnis erschien 1889 „Fünf Schlösser“ als Ergänzungsband zu den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“.

Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs

Neuerwerbungen und -erscheinungen mit Nachträgen

(Abgeschlossen am 15. Juni 1973)

A. Handschriften

Fontane, Theodor: Eigenh. Brief m. U. an Emilie Fontane (Inh.: Persönliches u. über Bardeleben [Ober-Landes-Gerichts-Präsident in Berlin] u. a. („...einer hält den andern für einen Schafskopf oder Schlappier u. so baut sich die Weltgeschichte auf. Hurrah!“). o. O. 17. 9. 1859. 4 S. 8^o (B 438)

Fontane, Theodor: Eigenh. Brief m. U. an Emilie Fontane (Inh.: Persönliches und Familiäres). Erdmannsdorf, 27. 8. 1868. 4 S. 8^o (B 439)

Fontane, Theodor: Bemerkungen und Notizen zur Geschichte und Literatur: Die Goten am Hofe Attila's. Wulfila. Hildebrandslied. Epos Beowulf. Die Angelsachsen. 2 S. 2^o (P 28) [Geschenk v. Freiherrn Max-Ulrich v. Stoltzenberg, Schleswig.]

B. Fotokopien

Fontane, Theodor: Eigenh. Brief m. U. an Mathilde v. Rohr. (Inh.: Überreichung von Gedichten.) Rom, 22. X. 1874. 1 S. 8^o (Ca 1359) [Geschenk v. Peter Bramböck, München.]

Fontane, Theodor: Eigenh. Brief m. U. an (wahrscheinlich) Mathilde v. Rohr. (Inh.: „Neue Sagen aus Mark Brandenburg“ von Pastor Handtmann in Sundorf bei Lenzen.) Berlin, 10. X. 1889. 4 S. 8^o (Ca 1360) [Geschenk v. Dr. Rainer Bachmann, München.]

C. Bilder

Märkische und mecklenburgische Klöster. Sammlung von 73 Ansichtskarten (Angermünde, Arendsee, Brandenburg a. H., Chorin, Dobbertin, Gransee. Heiligengrabe, Himmelpfort, Lehnin, Lindow, Niemegk, Zehdenick, Zinna). (AI 256) [Geschenk v. Erich Klapper, Rostock.]

D. Literatur

a) Primär-Literatur

Fontane, Theodor: Ungedruckte *Briefe* an Theodor Hermann Pantenius v. 18. 11. 1880 u. an Paul Lindau v. 17. 5. u. 19. 5. 1885. Hrsg. v. Ernst Meyer-Camberg. — In: Jahrbuch d. Freien Deutschen Hochstifts 1972. Tübingen (1972), S. 369–376. 8^o (73/26) [Geschenk d. Herausgebers.]

Fontane, Theodor: Einige späte *Briefe* an Fritz Mauthner (20. 12. 1888) und an den Pegnesischen Blumenorden (23. 3. 1881. 27. 12. 1889. 14. 1. 1890. 21. 9. 1894. 9. 11. 1894. 5. 12. 1894. 16. 10. 1896. 27. 11. 1896). Hrsg. v. Marianne Bonwit. — In: Deutsche Vierteljahresschrift f. Literaturwissenschaft u. Geistesgeschichte. Jg. 46. H. 3. Stuttgart: Metzler 1972, S. 469–476. 8^o (73/29) [Geschenk d. Verlages.]

Fontane, Theodor: Fontane als Kritiker Heinrich Seidels. Zu unveröffentlichten *Briefen* Fontanes. Mitget. v. Gerhard Hay. — In: Fontane-Blätter. Bd 2, H. 8. 1973, S. 563–574. 8^o

Fontane, Theodor [Werke, Ausz.]: Die Verfolgung. (Hrsg. v. Gotthard Erler.) Eine Ausw. Ill. v. Peter Nagengast. Berlin: Der Kinderbuchverl. (1972). 234 S. 8^o (73/19)

Fontane, Theodor: Unterm *Birnbaum*. Kriminalroman. Ill. v. Heinz Harnisch. [2. Aufl.] Rudolstadt: Greifenverl. 1973. 144 S. 8^o (71/49) [Geschnk d. Verlages.]

- Fontane, Theodor: *Effi Briest*. Erläuterungen u. Dokumente. Hrsg. v. Walter Schafarschik. Stuttgart: Reclam jun. (1972) 167 S. 8⁰ (73/20) [Geschenk d. Verlages.]
- Fontane, Theodor: *Meine Kinderjahre*. [Ausz. u. d. Tit.:] Spiele und Streiche. — In: *Das Volk*, Erfurt. 27. 4. 1973.
- Fontane, Theodor: Ein unbekannter Druck von „*Berliner Republikaner*“ a. d. J. 1844. Mitget. v. Christa Schultze. — In: *Fontane-Blätter*, Bd 2, H. 8. 1973, S. 589–592. 8⁰
- Fontane, Theodor: *Schach* von Wuthenow. (Übers. v. Cho Ogawa.) Frau Jenny Treibel. (Übers. v. Hirotoshi Fukuda.) *Effi Briest*. (Übers. v. Hikaru Tsuji.) [Japanisch.] Ill. v. Uta Steffen u. Max Liebermann. — Tokio: Chuokoronsha 1972. 594 S. 8⁰ (Neue Sammlung der Weltliteratur. 12.) (73/44) [Geschenk d. Verlages.]
- Fontane, Theodor: [„*Wanderungen...*“, Ausz. aus T. 4.] Malchow. Eine Weihnachtswanderung. Erstdr. in der Zeitschr. „*Der Bär*“. Jg. 5, Nr 1 u. 2 am 1. u. 15. 1. 1879. — In: *Der Tagesspiegel*. Berlin (W). 24. 12. 1972. (ZA 1972)
- Fontane, Theodor: *Wanderungen* durch die Mark Brandenburg. [Ausz.] 1–69. — In: *Spandauer Volksblatt*, Berlin (W). 21. 1.–12. 4. 1973.
- Fontane, Theodor: Von *Zwanzig* bis *Dreißig* [Ausz.] „Was kostet die Pille?“
 In: *Mitteldeutsche Neueste Nachrichten*, Leipzig, 23. 3. 1973.
Thüringer Neueste Nachrichten. Erfurt, 23. 3. 1973.
Norddeutsche Neueste Nachrichten. Rostock, 24. 3. 1973.
 (ZA 1973)

b) Sekundär-Literatur

- Berger, W. N.: Unterm *Birnbaum*. Ein neuer DEFA-Film nach einer Erzählung v. Fontane. — In: *Berliner Ztg.* 8. 4. 1973. (ZA 1973)
- Betz, Frederick: „Theodor Fontane's ‚Vor dem Sturm‘ in the ‚Augsburger Allgemeine Zeitung‘: Karl Gutzkow or Otto Roquette?“ — In: *Modern Language Notes* (The John Hopkins University, Baltimore, Maryland, USA). 87 (Oct. 1972), S. 768–776. 8⁰ (ZA 1972)
- Brocher, Corinna: Fassbinders Fontane. Der Regisseur verfilmt den Roman „*Effi Briest*“. — In: *Der Tagesspiegel*, Berlin (W). 11. 12. 1973. (ZA 1973)
- Der Mann der langen Briefe. Dr. Christel Matthias Schröder sprach vor der Wittheit über Fontane. — In: *Weser-Kurier*. Bremen, 1. 3. 1973. (ZA 1973)
- Devine, Marianne: Fontane, Werke, Schriften, Briefe. (Hrsg. v. Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger. 2. Aufl.) Abt. 1, Bd 1–3. München: Hanser (1970–71). — In: *Germanistik*, Tübingen. Jg. 13, H. 4. 1972, S. 737–738. 8⁰ [Rez.]
- „*Effi Briest*“. (Echter Fontane.) Fontanefilm aus der DDR.
 In: *Bonner Rundschau*. 30. 12. 1972

- Stuttgarter Ztg. 30. 12. 1972
 Frankfurter Rundschau, 31. 12. 1972
 Bonner Rundschau. 2. 1. 1973
 Hamburger Abendblatt. 2. 1. 1973
 Die Welt. Ausg. B. Berlin (W). 3. 1. 1973
 Frankfurter Allgemeine. 3. 1. 1973
 Stuttgarter Ztg. 3. 1. 1973
 Neue Ruhr-Ztg. Essen, 6. 1. 1973
- Eggert, Hartmut: Studien zur Wirkungsgeschichte des deutschen historischen Romans 1850–1875. [Fontane wird mehrmals erwähnt.] Frankfurt a. M.: Klostermann 1971. 261 S. (Studien zur Philosophie u. Literatur des 19. Jahrhunderts. Bd 14.)
- Ester, Hans: Kro brengt gedramatiseerd boek van Theodor Fontane. [Zum DDR-Film „Effi Briest“ im niederländischen Fernsehen.] – In: Utrecht nieuwsblad. 7. 6. 1973. (ZA 1973)
- Fontane, Theodor 1819–1898. – In: Nachlässe u. Sammlungen in der Handschriften-Abt. des Schiller-National-Museums und Deutschen Literaturarchivs, Marbach a. N. 1972, S. 23. 8⁰
- Fontane für Kinder. (Th. F. „Die Verfolgung“. Kinderbuchverl. Berlin 1972.) – In: Der Morgen, Berlin, 26. 5. 1973. (ZA 1973) [Rez.]
- Fontanes Werk in Afrika. Doktorandin aus der Republik Elfenbeinküste arbeitete im Fontane-Archiv.
 In: Märkische Volksstimme, Potsdam, 12. 1. 1973
 Märkische Union, Potsdam, 13. 1. 1973
 Brandenburgische Neueste Nachrichten, Potsdam, 19. 1. 1973
- Frau Jenny Treibel oder Wo sich Herz zum Herzen find't. Eine Berliner Komödie in vier Akten von Claus Hammel nach Motiven von Theodor Fontane. Staatstheater Dresden, Großes Haus – Spielzeit 1971/72. 8 S. 8⁰ (ZA 1971)
- Fricke, Hermann: Ein Willibald-Alexis-Gedenken. Mit einem unbekanntem Brief. – In: Der Bär von Berlin. Berlin (W). Jahrbuch 1973, S. 124–127. 8⁰ (73/32)
- (Goldammer, Peter:) 1848. Augenzeugen der Revolution. Briefe, Tagebücher, Reden, Berichte. (Fontane: Preußens Zukunft. Das preußische Volk u. seine Vertreter. Briefe an Bernhard v. Lepel. Einheit oder Freiheit?) Berlin: Rütten & Loening (1973). 803 S. 8⁰ (73/30) [Geschenk d. Verlages.]
- Gregor-Dellin, Martin: „Unterwegs und wieder daheim“, von T. Fontane. (... groß ist der Mann noch im kleinsten Feuilleton.) – In: Die Zeit, Hamburg, 9. 3. 1973. (ZA 1973)
- Großes internationales Interesse an Fontane (Benutzung des Fontane-Archivs durch Studierende u. Doktoranden 1973). – In: Brandenburgische Neueste Nachrichten. Potsdam, 29. 4. 1973. (ZA 1973)
- Harrigan, Renny Keelin: The portrayal of the lower classes in the novels of Theodor Fontane. Providence, Rhode Island: Brown University

- IV, 263 S. 4⁰ Phil. Diss. v. 15. 9. 1972. [Maschinenschr., Xerokopie.] (73/22 q) [Geschenk d. Doktorandin, die im Fontane-Archiv gearbeitet hat.]
- „Haus am Mariannenplatz“ mit Fontane-Museum. Allmählich erwacht Bethanien zu neuem Leben. — In: Die Welt, Ausg. B. Berlin (W), 1. 12. 1972. (ZA 1972)
- Hay, Gerhard: Fontane als Kritiker Heinrich Seidels. Zu unveröffentlichten Briefen Fontanes, s. *Fontane*, Theodor.
- Hofmann, Fritz: Augenzeugen der Revolution. (Peter Goldammer: 1848. — Rütten & Loening 1973.) — In: Die Weltbühne, Berlin, 27. 3. 1973. (ZA 1973) [Rez.]
- Ihlenfeld, Kurt: Fontanes Umgang mit Bismarck. — In: Der Bär von Berlin. Berlin (W). Jahrbuch 1973, S. 44–78. 8⁰ (73/32)
- Kahrmann, Cordula: Idyll im Roman. Theodor Fontane. München: Fink 1973. 216 S. 8⁰ (73/31) [Geschenk d. Verlages.]
- Keitel, Walter: „Ach, das arme bißchen Leben.“ Gedanken zu Fontanes „Irrungen, Wirrungen“. — In: Neue Zürcher Ztg. 6. 5. 1973. (ZA 1973)
- Kirsten, Ralf: Unterm Birnbaum. (Drehbuch.) Potsdam-Babelsberg: VEB DEFA-Studio für Spielfilme (1973). IV, 141 S. 4⁰ (73/13 q) [Geschenk der DEFA.]
- Kirtzeck, Bertold: Wo einst Fontane weilte. Besuch im Heimatmuseum zu Neuruppin. In: Neue Zeit. Berlin, 4. 4. 1973. (ZA 1973)
- Krueger, Joachim: Zu Fontanes Aufsatz „Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller“. Mit einem unbekanntem Brief des Dichters. — In: Fontane-Blätter. Bd 2, H. 8. 1973, S. 593–598. 8⁰
- Küchler, Gerhard: Die Apotheker-Dynastie Rose und Theodor Fontane. — In: Mitteilungsblatt d. Landesgeschichtl. Vereinigung f. d. Mark Brandenburg e. V. 1884. Jg. 74, Nr 72. Berlin (W), 1. 1. 1973. (ZA 1973)
- Küchler, Gerhard: Ein botanischer Irrtum Fontanes? — In: Mitteilungsblatt ... Jg. 74, Nr 73. Berlin (W), 1. 5. 1973. (ZA 1973)
- Laufer, Christel: Strech, Heiko. Th. Fontane: Die Synthese von Alt und Neu. „Der Stechlin“ als Summe des Gesamtwerks. 1970. — In: Referatedienst f. Literaturwissenschaft d. Akademie der DDR. 4 (1972), 5. S. 525–526. 8⁰ (ZA 1972) [Rez.]
- Laufer, Christel: Vollständige Verzeichnung und Erschließung der Werkhandschriften „Unwiederbringlich“, „Effi Briest“, „Der Stechlin“ von Theodor Fontane. Bd 1. 2. 4⁰ — Phil. Diss. Berlin: Akademie der DDR. v. 7. 5. 1973. 488 S. (73/45 q) [Geschenk der Verfasserin.]
- Mangelsdorf, Günter: Fontanes „Ländchen Friesack“ als landesgeschichtliche Quelle. — In: Fontane-Blätter. Bd 2, H. 8. 1973, S. 575–589. 8⁰
- Menck, Klara: Kritische Causerien. Th. Fontane 1819–1898. — In: Zeitungsschreiber. 81 Profile. Frankfurt a. M.: Societäts-Verl. (1966), S. 131–133. 8⁰ (73/35) [Geschenk d. Verlages.]

- Mětsk, Frido: 10 Jahre sorbisches Kulturarchiv. („Relativ langjährige Beziehungen verbinden das Sorbische Kulturarchiv mit dem Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek.“) — In: Archivmitteilungen. Jg. 23, H. 1. Berlin 1973, S. 5–8. 8⁰ (ZA 1973)
- Minder, Robert: Über eine Randfigur bei Fontane. — In: Minder, R.: Dichter in der Gesellschaft. Frankfurt a.M. 1972, S. 159–175. 8⁰ (Suhrkamp-Taschenbuch. 33.) [Umgearbeitete u. stark erweiterte Fassung d. Beitrages „Schein und Sein bei Theodor Fontane“. — In: Festschrift f. E. Spranger. 1957.]
- Mommsen, Katharina: Theodor Fontanes „Freies Darüberstehen“. — In: Dichter u. Leser. Studien z. Literatur. Groningen: Wolters-Noordhoff 1972, S. 89–93. 8⁰
- Moszner, Karl: Reisen in Thüringen. Fontanes Aufzeichnungen a. d. Jahren 1867 u. 1873. — In: Thüringer Tageblatt, Weimar, 5. 4. 1973. (ZA 1973) [Rez.]
- Mühlberger, Gisela: Preußische Wirklichkeit. Fontanes „Herr von Ribbeck“ als Bilderbuch. (Atlantis-Verl. Zürich & Freiburg i. Br. 1971.) — In: Frankfurter Rundschau. Frankfurt a. M., 21. 4. 1973. (ZA 1973) [Rez.]
- Müller, Adriaan von: Fontanes Hobby-Archäologen. („Vor dem Sturm.“) (Spurensicherung. Germanen u. Slawen in der Mark Brandenburg. 1.) — In: Der Tagesspiegel. Die Sonntagsserie. Berlin (W). 3. 12. 1972. (ZA 1972)
- Müller-Muck, Helmut: Stunden mit Fontane. — In: Volkshelfer, Monatschrift d. Volkssolidarität. Berlin 1973, H. 4, S. 14/15. (ZA 1973)
- Paul, Oskar: Effi Briest lebte drei Jahrzehnte in Lindau. Eine Frau von unwiderstehlicher Ausstrahlung. — In: Lindauer Ztg. 30. 12. 1972. (ZA 1972)
- Paul, Oskar: Effi Briest in Lindau. — In: Bodenseehefte. Konstanz, H. 4. 1973. 8⁰ (ZA 1973)
- Potsdamer Fontane-Archiv erheblich erweitert. Ausländische Benutzer lfd. im Archiv.
 In: Neues Deutschland. Berliner Ausg. 6. 1. 1973
 Neue Zeit. Berlin, 9. 1. 1973
 Bauernecho. Berlin, 10. 1. 1973
 National-Ztg. Berlin, 11. 1. 1973
 Der Tagesspiegel. Berlin (W), 19. 1. 1973
 Frankfurter Allgemeine. Frankfurt a. M., 19. 1. 1973
 Münchner Merkur. 20.–21. 1. 1973
 Mitteilungen d. Vereins f. d. Geschichte Berlins, gegr. 1865. Jg. 69, Nr 10. Berlin (W), 1. 3. 1973 (ZA 1972/73)
- Rhyn, Hans: Die Balladendichtung Theodor Fontanes. Mit bes. Berücksichtigung seiner Bearbeitung altenglischer u. altschottischer Balladen aus den Sammlungen von Percy und Scott. Bern 1914. 208 S. 8⁰ (Hf 51/2808) [Neudr. d. Ausg. 1970.]

- (Riedel, Lisa:) Neuruppin. (Hrsg. Heimat-Museum Neuruppin.) [Th. Fontane wird ausführlich erwähnt u. zitiert.] (Neuruppin [1973]) Faltblatt, kol. (ZA 1973)
- (Riedel, Lisa:) Das Heimatmuseum Neuruppin u. seine Ausstellungen. (Der Raum 8 gibt Auskunft über das Leben u. Wirken Theodor Fontanes.) [Neuruppin 1973.] 5 S. 4⁰ (ZA 1973)
- Schobeß, Joachim: Die Bibliothek Theodor Fontanes. — In: Fontane-Blätter. Bd 2, H. 8. 1973, S. 537–563. 8⁰
- Schobeß, Joachim: Th. Fontane, Reisen in Thüringen, Notiz- u. Tagebuchaufzeichnungen a. d. J. 1867 u. 1873. Potsdam 1973. — In: Mitteilungen aus dem wiss. Bibliothekswesen der DDR. Jg. 11, H. 3. Berlin 1973. (ZA 1973)
- Schobeß, Joachim: Potsdam, Mekka der Fontaneforschung.
In: Märkische Union. Potsdam, 30. 12. 1972
Märkische Volksstimme. Potsdam, 3. 1. 1973
Brandenburgische Neueste Nachrichten. Potsdam, 4. 1. 1973
- Schultze, Christa: Ein unbekannter Druck von Fontanes „Berliner Republikaner“ a. d. J. 1844, s. *Fontane*, Theodor.
- Semrau, Eberhard: Fontanes Briefe. (Briefe an Mathilde von Rohr sowie an Karl u. Emilie Zöllner u. andere Freunde.) — In: Welt & Wort. Jg. 27, H. 11/12. Tübingen 1972, S. 539–540. 8⁰ (73/17) [Rez.]
- Stechlin. FDGB-Erholungszentrum. Bar-Karte u. Speisekarte mit Texten Theodor Fontanes. Berlin 1972. (ZA 1972)
- Storm, Theodor: Briefe. (Hrsg. v. Peter Goldammer.) Bd 1. 2. [u. a. 33 Briefe an Theodor Fontane.] Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 1972. 8⁰ (73/33 = 1. 2.) [Geschenk d. Verlages.]
- Theodor Fontane (1819–1898). Ich beschloß reumütig, in die Arme der edlen Apothekerzunft zurückzukehren. (11 Abb.) — Eschwege: Woelm [1973]. 2 Bl. quer 8⁰ (Der Apotheker in der Literatur. 3.) (ZA 1973)
- Theodor Fontane in Leipzig. Aus seinen Aufzeichnungen über die „Adler-Apotheke“. — In: Leipziger Volksztg. 5. 5. 1973. (ZA 1973)
- „Unterm Birnbaum“. Neues von der DEFA. Mit Angelica Domröse u. Erik S. Klein in den Hauptrollen.
In: Märkische Volksstimme. Potsdam, 3. 3. 1973
Thüringer Neueste Nachrichten. Erfurt, 5. 3. 1973
Neue Zeit. Berlin, 23. 3. 1973
Neues Deutschland. Berliner Ausg. 24. 3. 1973
Berliner Zeitung. 23. 3. 1973
Brandenburgische Neueste Nachrichten. Potsdam, 23. 3. 1973
- [Weber, Werner:] Fontane und Liebermann. — In: Neue Zürcher Zeitung. Literatur u. Kunst. 11. 2. 1973. (ZA 1973)
- Wirth, Irmgard: Handschrift u. Bildnis. Zeugnisse bedeutender Persönlichkeiten in Berlin vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. [Fontane S. 38–39.] Berlin (W) 1973. 47 S. 8⁰ (Veröffentlichungen d. Berlin-Museums. Katalog.) (73/28) [Geschenk des Berlin-Museums.]

Wolffheim, Hans: Souverän trotz aller Misere. Fontanes Briefe an seinen Verleger Hertz. — In: Frankfurter Rundschau. Frankfurt a. M., 26. 4. 1973. (ZA 1973)

Wysbar, Ursula: Auf den Spuren Fontanes. Fachleute aus aller Welt erforschen sein Werk im Fontane-Archiv. — In: Neue Zeit, Berlin, 24. 2. 1973. (ZA 1973)

Mitteilungen

Voraussichtlich drei Hefte der „Fontane-Blätter“ 1974

Bei der Redaktion trafen aus dem In- und Auslande so zahlreiche Manuskripte und feste Zusagen ein, daß wir voraussichtlich 1974 — zunächst einmalig — drei normale Hefte herausbringen werden. Der Selbstkostenpreis pro Heft beträgt 2,— Mark.

Die Pflege des Erbes Fontanes in der Sowjet-Union

Die „Frankfurter Rundschau“, Frankfurt a. M., brachte einen Bericht: „In einem Land von Bücherlesern. Der ‚Gruppe-61-er Autor‘ Josef Reding über seine Beobachtungen in der Sowjet-Union.“ Hier lesen wir u. a.: „Parallel zu dieser modernen Welle vollzieht sich eine intensive Pflege der deutschen Klassiker und Romantiker. Theodor Fontane und E. T. A. Hoffmann erleben gerade eine unverhoffte Renaissance...“

Gestohlener Fontanebrief wurde versteigert

Auf der Auktion der Fa. Stargardt, Marbug, am 20. und 21. Februar 1973 wurde aus dem Diebesgut des Fontane-Archivs (s. „Fontane-Blätter“, Bd. 2, S. 276–281) folgender Brief versteigert: Brief Theodor Fontanes an Emilie Fontane, Berlin, 12. Juni 1878, 8 S. gr. 8^o (eng geschrieben).

Das Thomas-Mann-Haus im litauischen Fischerdorf Nida

Thomas Mann, der große Verehrer Theodor Fontanes, kaufte sich 1930 in dem Fischerdorf Nida auf der Kurischen Nehrung ein „Dünengrundstück mit großidyllischer Rundschau“, das bis 1932 der Sommersitz des humanistischen Schriftstellers war. Das Haus wurde als Gedenkstätte hergerichtet und mit einer Messingtafel versehen, die Inschriften in russischer, litauischer und deutscher Sprache hat.

Fritz-Reuter-Literatur-Museum

Nach umfangreichen Bauarbeiten wurde das Fritz-Reuter-Literatur-Museum in Stavenhagen wieder eröffnet. Die Gedenkstätte erhielt auch einen modernen Vortragsraum.

Zum 75. Todestag Theodor Fontanes

Am 20. September 1973 führte das Fontane-Archiv in Verbindung mit der Wissenschaftlichen Allgemeinbibliothek und Künstlern des Hans-Otto-Theaters im Kulturhaus „Hans Marchwitza“ in Potsdam eine Abendveranstaltung durch, in der Gedichte, Tagebuchnotizen, Reiseimpressionen und Romanfragmente Theodor Fontanes vorgetragen wurden. Die Veranstaltung stand unter Fontanes Worten: „Was mir fehlte, war Sinn für Feierlichkeit...“

Bitte

Alle die über Theodor Fontane arbeiten, werden gebeten, auch in Zukunft ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschl. Dissertationen und Diplomarbeiten, im Interesse der Forschung an das Fontane-Archiv einzusenden. Diese Bitte bezieht sich nicht nur auf selbständige Veröffentlichungen (Verlagsproduktionen), sondern auch auf Zeitschriftenaufsätze und Zeitungsartikel (unter Angabe der Zeitung, des Erscheinungsortes und des Datums). Das Fontane-Archiv ist fernerhin für laufende Hinweise dankbar.

Fontane-Blätter: Die Fontane-Blätter können nur im Abonnement bezogen werden. Einzelhefte werden nicht abgegeben. Interessenten, die außerhalb der DDR wohnen, bestellen beim Deutschen Buch-Export, (DDR 701) Leipzig, Leninstraße 16. Lieferbar ist vom Band 1 nur noch das Heft 8. Vom Band 2 können wir alle erschienenen acht Hefte sowie die Sonderhefte 2 und 3 ausliefern. Sonderheft 1 ist vergriffen.

Professor Dr. I. M. Lange †

Der Fontaneforscher, Literaturwissenschaftler und Schriftsteller I. M. Lange starb am 31. Oktober 1972 im 81. Lebensjahre in Berlin. I. M. Lange ist unseren Lesern durch seine Arbeit „Georg Heinrich von Berenhorst und Dietrich Heinrich von Bülow. Paralipomena zu „Schach von Wuthenow““ bekannt (s. Fontane-Blätter, Bd 2, H. 4). Im Jahre 1950 gab I. M. Lange im Verlag „Volk & Buch“ (Leipzig) eine mehrbändige Ausgabe der Werke Theodor Fontanes heraus. Seine Dissertation „Die gesellschaftlichen Beziehungen in den Romanen Theodor Fontanes“ wird von Hans-Heinrich Reuter in seiner Monographie „Fontane“ als ein wichtiger Beitrag der marxistischen Literaturwissenschaft bezeichnet. Neben ungezählten literaturwissenschaftlichen Vorträgen und Arbeiten trat Professor Dr. Lange besonders mit den Anthologien „Die Zeit trägt einen roten Stern“ und „Des Sieges gewiß“ hervor. Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren. — Die Redaktion —

Inhaltsverzeichnis Heft 17

E. M. Volkov:

Zur Problematik von Theodor Fontanes Roman „Effi Briest“.
Übersetzt aus dem Russischen von Dr. Christa Schultze 1

Manfred Hellge:

Fontane und der Verleger Wilhelm Friedrich 9

Kurt Müller:

Ein Stadtarchivar auf Theodor Fontanes Spuren in der Stadt-
Beeskow 54

Buchbesprechungen:

Theodor Fontane: Briefe. Hrsg. von Kurt Schreinert †. Zu
Ende geführt und mit einem Nachwort versehen von Char-
lotte Jolles. Bd. 1–4. Berlin: Propyläen-Verl. 1968–1971.
(Rezensent: Dr. Joachim Krueger.) 60

Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse.
Hrsg. von Gotthard Erler. Berlin, Weimar: Aufbau-Verl.
1972. (Rezensent: Dr. Joachim Krueger.) 63

Charlotte Jolles: „Theodor Fontane“. Sammlung Metzler,
Bd. 114. Stuttgart 1972. (Rezensent: Gotthard Erler.) 66

Unsere Leser haben das Wort 68

Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs

Neuerwerbungen und Neuerscheinungen mit Nachträgen . . . 71

Mitteilungen 78

Herausgeber: Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek,
(DDR 15) Potsdam, Dortustraße 30/34, Postfach 59, Telefon: 47 51, App.
133 und 120. [Beachten Sie bitte unser Postfach 59.]

Redaktion: Paul Conrad, Gotthard Erler (Nationalpreisträger), Joachim
Göbel, Dr. Joachim Krueger, Dr. habil. Hans-Heinrich Reuter, Joachim
Schobeß, Dr. Christa Schultze, Dr. Hans-Erich Teitge, Ursula Wysbar.
Verantwortlicher Redakteur: Bibliotheksrat Joachim Schobeß.

Druck: VEB Druckerei Babelsberg, I/16/10-586-F 385/73

Alle Zahlungen bitten wir zu richten an Konto-Nr. 414 beim Postscheck-
amt Berlin (PSchA), 108 Berlin, Deutsche Staatsbibliothek.

**Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Fontane-Archivs
der Deutschen Staatsbibliothek.**